Griechenland
und
die Griechen.

Nach dem Engliſchen bearbeitet

von

W. A. Lindau.

Dresden, 1821.
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Vorwort.

Die Ueberſicht, welche nachſtehende Blätter geben, iſt größtentheils aus einem Aufſatze im 23ſten Bande des Quarterly Review entlehnt deſſen Verfaſſer mit einem kundigen, durch Selbſtanſicht geſchärften Blicke die Ergebniſſe der zuverläſſigſten Berichte neuerer Reiſenden zuſammenſtellt, und beſonders folgende Werke benutzt: 1, Travels in the Ionian Isles, in Albania, Thessaly, and Greece, in 1812 and 13; together with an account of a residence of Joannina, the capital and court of Ali Pasha, by H. Hollland, M. D. London 1815. N. E. 1819. 2, An Essay on certain points of resemblance between the ancient and modern Greeks; by — Fred. Sylv. North Douglas, London 1819. 3, Greece, a poem; with notes, classical illustrations and Sketches of the Scenery. By Will. Haygarth. London 1814. Auſſer dieſen, noch

einige andre Werke, z. B. von Hobhouſe und Dodwell, und einzelne, in der Ueberſicht ſelbſt erwähnte Berichte, die in Robert Walpole's reichhaltiger Sammlung: Memoirs relating to European and Asiatic Turkey. (London 1819) wozu 1820 eine Fortſetzung, unter dem Titel: Travels in various countries of the East kam — aufbewahrt worden. Sehr ſchätzbar iſt auch das neuere Werk des Mahlers Williams: Travels in Italy, Greece and the Jonian Isles, (Edinburgh 1820. 2 Bde. 8.) das viele Kupfer enthält; und Pouqueville's neue Reiſe durch Griechenland (Voyage de la Grece, orné de figures et de cartes. Paris 1820, 4 Bde. 8.) gibt gleichfalls reiche Ausbeute zur Kenntniß des jetzt ſo merkwürdig gewordenen Schauplatzes.

Der Anhang über Ali Paſcha von Joannina iſt aus Hobhouſe's oben angeführten Werke (A Journey through Albania, and other provinces of Turkey in Europe and Asia, to Constentinople during the years 1809 an 10. London 1813) genommen.

Die eigentlich ſogenannte Halbinſel Griechenland iſt eine Landzunge, die in das Mittelmeer einſpringt, wie die Halbinſel Italien. Von dieſer trennt ſie das joniſche Meer, und von Klein-Aſien der Archipelagus. In dem erſt genannten Meere liegen die ſieben Inſeln, welche die joniſche Republik bilden, und eigentlich ein Theil von Griechenland ſind, im Archipelagus aber ungefähr hundert Inſeln von verſchiedener Größe. Alle dieſe Inſeln, ſammt der, zwiſchen ihnen liegenden Halbinſel, bilden ein Gebiet, deſſen Bewohner hauptſächlich aus den ächten Abkömmlingen der alten Griechen beſtehen.

Rechnen wir den Anfangspunkt öſtlich von der Spitze des Meerbuſens von Salonichi und weſtlich vom Buſen von Awlona, oder ungefähr von dem Parallelkreiſe des 40ſten Breitengrades, ſo finden wir, daß jenes Gebiet ungefähr eine Länge von 50 Meilen, und eine mittele Breite von 25 Meilen hat, und einen Flächenraum von etwa 5000 Quadratmeilen einnimmt. Verbunden iſt mit Grie-

chenland auf der Südweſtſeite, durch die Landenge von Korinth, die Halbinſel Morea, (der ehemalige Peloponneſus,) deren Flächenraum ungefähr um die Hälfte geringer iſt Die Inſeln des Archipelagus können ziemlich eben ſo hoch, als Morea gerechnet werden. Das Ganze bildet daher einen Flächenraum von etwa 10000 Quadratmeilen. Schwieriger iſt es, die Volksmenge zu beſtimmen; vergleicht man indeß die Angaben verſchiedener Schriftſteller, ſo kann man folgende Schätzung annehmen:

Die Halbinſel Griechenland	2,000,000
Morea und Negropont	1,000,000
Die Inſeln des Archipelagus	1,000,000

Von dieſer Inwohnerzahl von 4 Millionen, beſtehen wenigſtens drei Viertheile aus Griechen; die übrigen ſind Türken, Muhamedaner, Albanier, Juden und vermiſchte Abkömmlinge von Römern, Venedigern, Neapolitanern und andern Europäern, die man gewöhnlich Franken nennt. Der Engländer Carlyle rechnet das Verhältniß der Griechen in Europa zu den Türken wie 3 bis 4 zu 1, und ſchätzte jene zu vierthalb Millionen. Wie groß die Zahl der, in den innern Landſchaften des türkiſchen Reiches, in Klein-Aſien, in Rußland und Teutſchland zerſtreuten griechiſchen Familien ſei, läßt ſich

gar nicht beſtimmen; man hat ſie zu 80,000 angeſchlagen.

Die Volksmenge der, ſeit dem Jahre 1815 unter Großbrittaniens Schutze ſtehenden, ſieben joniſchen Inſeln iſt zu 200,000 geſchätzt worden, und beſteht aus einem ſehr gemiſchten Stamme, doch der Mehrzahl nach aus Griechen. Davon rechnet man auf Corfu 60 bis 70,000, Cephalonia 60,000, Zante 40,000, Santa Maura 18,000, Ithaka und Cerigo, jede 8000, und Naxo 3 bis 4000. Zante iſt bei Weitem das ſchönſte und fruchtbarſte dieſer Eilande, deſſen Oberfläche größtentheils aus einer unermeßlichen Ebene eines zuſammenhangenden Weingartens beſteht, welchen einzelne Pflanzungen von Oehlbäumen, Pomeranzen und andern Fruchtbäumen unterbrechen; aber auch die andern Inſeln ſind ungemein mahleriſch und reizend.

Durch die Mitte der griechiſchen Halbinſel, und mit ihren beiden Küſten faſt parallel, zieht ſich eine Kette hoher Gebirge, deren Höhe von 7 bis 8000 Fuß in dem nördlichen Theile, bis zu 7 oder 800 Fuß an der ſüdlichen Spitze abwechſelt. Zu den höchſten Spitzen gehören die mächtigen Rücken des Pindus und Parnaſſus, während der Parnes, Pentele und Hymettus in Attika,

die niedrigſte Höhengränze nicht überſteigen. Von dem Hauptſtamme laufen andre Zweige nach beiden Seiten der Küſte; oſtwärts der berühmte Olymp, der nahe am Hintergrunde des Meerbuſens von Salonichi bis zu 6000 Fuß ſich erhebt, und die nördlichſte Spitze eines niedrigern Gebirgzuges bildet, der aus dem Oſſa, Pelion, Oeta und Othrys beſteht, und ſich durch die Inſel Negropont erſtreckt. Der Berg Delphis iſt der höchſte Punkt dieſer Kette. Gegen Abend liegen die gebirgigen Landſchaften Epirus, Aetolia und Acharnania, die denjenigen Theil von Griechenland bilden, den man gewöhnlich Albanien nennt. Die höchſten Gebirge in Morea ſind die Cylleniſche Bergkette, unweit der weſtlichen Küſte, und der Taygetus an der Südſpitze.

Weitgedehnte Ebenen, in anſehnlicher Höhe über der Meerfläche, ſind von Bergketten umſchloſſen. Unter dieſen haben Theſſalien, Böotia und Arkadia noch ihre alte Eigenheit. Die Flüſſe, welche dieſe Ebenen wäſſern, ſind nicht viel mehr als Bergſtröme; ausgenommen der Peneus oder Salimpria, deſſen zahlreiche Arme Theſſalien durchſchneiden, ehe ſie ſich durch das berühmte Thal Tempe in den Meerbuſen von Salonichi er=

gießen, und der Alpheus, *) der die grünen Ebenen von Arkadia, Elis und Achaja durchfließt. Der Sperchius, oder Hellada, der Cephiſſus, der Aſopus, der Ilyſſus, und viele andre, in der alten Geſchichte berühmte Ströme würden kaum bemerkt werden in jedem andern Lande, als in Griechenland, wo jeder Bach und jedes Bächlein durch Verſe berühmt iſt; denn, wie Spon **) treffend ſagt, dieſe Flüßchen machen mehr Geräuſch in den Büchern, als in ihren Betten.

Nach der Lage des Landes, in Hinſicht auf den Breitengrad und die umfließende See, könnte man glauben, daß das Klima hier wie im ſüdlichen Italien ſei, es iſt jedoch im Winter weit ſtrenger, und im Sommer in vielen Gegenden wärmer. Die Ebene von Joannina, 1200 Fuß über dem Meere, und in gleicher Entfernung von der mittlen Gebirgsreihe und von der Weſtküſte, unter 39° 30′ der Breite, hat, nach Doktor Hollands Bemerkung, eine eben ſo heftige Winterkälte, als das weſtliche England. Auf den Hochebenen von Morea, unter einem noch

*) Nach Angabe einiger Reiſenden, vergeht kein Jahr, wo man nicht mehre alte Helme auf dem Alpheus herabkommen ſieht.

**) Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grece et du Levant, fait aux années 1675 et 1676. Lyon 1678. 3 Bde. 12.

ſüdlichern Breitengrade, iſt die Kälte noch heftiger und zuweilen bedeckt der Schnee 18 Zoll hoch die Ebenen von Tripolizza. „Ich hatte nicht erwartet, ſagt D. Holland, in Arkadia, welches die Dichter als die Heimath des Frühlings und milder Reize ſchildern, ſo etwas zu finden, und in der erſten Ueberraſchung erinnerte ich mich nicht, daß Pauſanias von der kalten, dicken Luft des Landes ſpricht und die rauhen Sitten der Bewohner daraus ableitet.“ Er fand nicht weit von der Hauptſtadt Tripolizza die Luftwärme um 6 Uhr früh 16° nach Fahrenheit. „Kurz, ſezt er hinzu, die Kälte war mitten in Arkadia ſo heftig und ſo dauernd, daß ich mich nicht erinnere, etwas ähnliches in England erfahren zu haben.“ Dieß war indeß im Winter 1813, der überall in Europa ungewöhnlich ſtreng war. Im Sommer aber haben die blühenden Thäler Arkadien's eine ganz andre Geſtalt, und zeigen uns Landſchaften, wie die reizendſten Bilder der Dichter ſie uns ſchildern. Ströme ſchlängeln ſich durch dieſe üppigen Thäler und bis zu ihren Gipfeln ſind die Hügel mit Walde bedeckt.

In den niedrigen Gegenden von Attika iſt die Luftwärme gemäßigter und gleichmäßiger, als in den meiſten andern Theilen von Griechenland; die Luft gewöhnlich heiter, trocken und milde, die

Kälte ſelten ſtrenge, die Hitze weniger drückend, der Regen minder häufig. Die Sommerhitze wird in Athen, durch die Regelmäßigkeit des Windes gemildert, der um zehn Uhr zu wehen beginnt, und dann den ganzen Tag dauert. Dieſer Verſchiedenheit der Luft wurde bekanntlich die Verſchiedenheit in der Gemüthsart der Böotier und Athener zugeſchrieben. In Athen ſteigt die Luftwärme ſelten über 88 oder 96 Grad Fahrenheit, und fällt eben ſo ſelten auf den Gefrierpunkt. Die ungemeine Trockenheit des Klima's hat, nach Dodwells Bemerkung, ſehr zur Erhaltung der alten Gebäude in Athen beigetragen, die, trotz aller Verwüſtung, noch ein friſches Anſehen haben. Athen iſt im Ganzen geſund, andre Gegenden Griechenlands aber ſind gerade das Gegentheil während der Hitze des Sommers, beſonders die Sumpfländer und Reißfelder. „Die ganze Küſte von Achaja — ſagt Haygarth — iſt ſehr ungeſund und voll von Sümpfen; das kränkliche Anſehen der Inwohner, die ich ſah, war mir auffallend. Sie iſt die entvölkertſte Gegend von Griechenland."

Die höchſten Kuppen des Hauptgebirges ſind neun Monate lang mit Schnee bedeckt, und in den Höhlen und Schlüchten einiger Gebirge findet man ſtets Schneelagen. Den Parnaſſus hielt man

zwar, wegen einer ewigen Schneedecke, für unerſteiglich, der Engländer Sibthorp aber fand den Gipfel ganz frei, als er ihn im Julius erſtieg.

Die Haupterzeugniſſe der Ebenen Griechenlands ſind: Waizen, Gerſte, Reiß, Mais, Hirſe und Taback. Man baut acht verſchiedne Arten von Waizen. Hawkins fand, daß der Mavrogano, oder ſchwarzbärtige Waizen, in den Ebenen von Argos das zehnte Korn gab, in den beßten Gegenden von Megara und Eleuſis das zwölfte, und bei Korinth das funfzehnte. Eine andre Waizenart, Greneas genannt, gibt in den üppigen Ebenen am Pheneus in Arkadia das zwölfte Korn, und der Devedeſchi, in den Ebenen von Theſſalien, in den beßten Jahren das funfzehnte. „Im Ganzen, ſagt Hawkins, kann man den Ertrag des guten Bodens in Griechenland in günſtigen Jahren auf das zehnte bis zwölfte Korn anſchlagen, und in dem beßten Boden, in ungewöhnlich guten Jahren, auf das funfzehnte bis achtzehnte. Der Waizen wird in Griechenland aber gewöhnlich auf ungedüngte Felder geſäet.“

In Böotia iſt der Boden ungemein reich und bringt Waizen, Mais, Gerſte, welſche Bohnen, Reiß, Seſam, alles in vorzüglicher Güte, und Baumwolle in anſehnlicher Menge hervor. Die Seeen von

Böotia verſorgen Athen und andre Gegenden Griechenlands noch immer, wie vor Zeiten, mit Aalen, Waſſergeflügel, Binſenkörben, Matten und Lampendochten von Schilf.

Auf den Ebenen von Theſſalien gibt es große Pflanzungen von Maulbeerbäumen für die Seidenwürmer, auf deren Pflege man viel Sorgfalt wendet. Morea aber — deſſen heutigen Nahmen man von den Maulbeeren ableitet — iſt berühmt wegen ſeiner vortrefflichen Seide, und alles, was uns die Alten von der Fruchtbarkeit von Meſſenien erzählen, gilt noch jetzt von allen Erzeugniſſen, beſonders von Korn, Wein und Feigen. Der Waizen ſoll hier das dreißigſte Korn und zwei Ernten jährlich geben. Die Pflanzungen werden oft mit dem indiſchen Feigenbaum (cactus) eingehägt, deſſen dornige Häute eine undurchdringliche Hecke bilden. Aber bei aller Fruchtbarkeit von Morea, ſind die Bewohner elend. „Ein Geſicht, von Sorgen gefurchet, ſagt Sibthorp, ein Körper, durch harte Arbeit und ſparſame Nahrung abgemagert — das iſt ein Bild des heutigen Arkadiens. Eine Anzahl hungriger Türken, die unter ihnen wohnen, das Ungeziefer vom Hofe des Paſcha, unterdrückt das unglückliche Volk, welches nur dazu beſtimmt zu ſein ſcheint, den trägen Gebietern Nahrung zu ſchaffen.“ Doch ſcheint dieſe

Schilderung nur auf die Ackerbauer in der Umgegend von Städten zu paſſen, da uns ein andrer Beobachter, Haygarth, die ländlichen Hirten in dieſem Theile des Landes ganz anders beſchreibt. „Alles, ſagt er, zeigt uns ein Bild hirtlicher Ruhe. Die Landleute, in ihrer mahleriſchen Tracht, mit dem bunten Turban, in der leinenen Jacke und dem ſchneeweißen Unterrocke, mit dem hölzernen Hirtenſtabe in der Hand, folgten friedlich ihren zahlreichen Heerden von Ziegen und Schafen, oder bewachten ſie auf der Weide, unter dem Schatten eines alten Baumes liegend, und blieſen auf ihrer Rohrpfeife die rauhen Sangweiſen ihrer Heimath. Solche Erſcheinungen erinnerten mich lebhaft an die Stellen der Dichter, welche Arkadia's Schönheiten gerühmt haben, und ich ſah bei jedem Schritte, daß man es mit Recht zur Heimath ländlicher Glückſeligkeit gemacht hatte."

Baumwolle wird allgemein gebaut. Die Ebenen von Trikala in Theſſalien ſollen allein 600,000 Pfund liefern. Die Abhänge der Hügel, beſonders in der Nähe von Städten oder groſſen Dörfern, ſind mit Reben und Oehlbäumen bepflanzt. Feigen und Pomeranzen findet man überall und in Ueberfluß. Dem Anbau des Feigenbaumes wird beſondre Sorgfalt gewidmet. Die Blüten des wilden Feigenbaumes (ερινος) werden noch immer zur

Fortpflanzung (Caprification) der veredelten Feigenbäume in verſchiedenen Theilen von Griechenland gebraucht. „In Athen, ſagt Hawkins, nimmt man die wilden Feigen im Junius, wenn ſich das Inſekt darin zeigt, zieht einige auf eine Schnur, und hängt ſie über die Zweige des veredelten Feigenbaumes, in der Meinung, daß die Frucht ſonſt abfallen werde.“

Die Felder ſind in Griechenland gewöhnlich offen, nur in einigen Gegenden mit der oben erwähnten Cactus-Art eingehägt und zuweilen durch Graben abgeſondert. Der Pflug iſt einfach und roh. Räderfuhrwerk aller Art kennt man im ſüdlichen Griechenlande nicht; in Theſſalien aber hat man eine Art von Karren, den Haygarth echt homeriſch nennt. Dieſes Fuhrwerk hat zwei Räder, wovon jedes aus einem einzigen Stücke Holz beſteht, iſt hinten offen und hat vorn eine Stange, woran man zwei Ochſen ſpannt. Ein großer Theil des Bodens wird als Weide für Schafe, Ziegen und Pferde benutzt. Kühe werden wenig geachtet, auſſer zur Zucht der Ochſen; ihre Milch wird nicht benutzt, und die Milch der Ziegen und Schafe nur gebraucht, um elenden ſalzigen Käſe und ein wenig ſchlechte Butter zu machen.

Griechenland iſt ein Weinland. Sibthorp

zählt neun und dreißig verſchiedene Traubenarten, die zu Wein benutzten Johannisbeeren nicht gerechnet; aber keiner von allen, aus jenen Trauben bereiteten Weinen kann gut genannt werden, ausgenommen der Wein einiger wenigen Inſeln des Archipelagus. Die Neugriechen miſchen, nach dem Beiſpiele ihrer Vorfahren, Terpentin von einer beſondern Föhrenart (Pinus maritima) mit allen ihren Weinen; ein Gebrauch, der nach Lord Aberdeen's Meinung Anlaß gegeben haben kann, den Tannzapfen auf dem Thyrſusſtabe mit der Verehrung des Bachus in Verbindung zu bringen. *) Jener Baum iſt einer der nützlichſten in Griechenland, und dient nicht nur dazu, die Weine gegen Säure zu bewahren, ſondern gibt auch, nebſt der Pinienföhre, (Pinus pinea) Theer und Pech zum Gebrauch für Seeleute und in der Hauswirthſchaft. Die harzigen Theile dienen, in kleine Stücke geſchnitten, als Lichter, die Zapfen werden in Weingefäße gethan, das Holz wird zum Bauen gebraucht und die Rinde zum Gerben.

Den reichſten Ertrag in Attika geben die Oehlbäume, und die Oliven dieſer Landſchaft ſind die beſten in der Welt. Griechenland beſitzt nicht weni-

*) Sieh Walpole's Sammlung.

ger als acht bis zehn verſchiedene Arten jenes Baumes. Die zum Eſſen beſtimmten Oliven werden in Salzwaſſer, in Oehl und Weineſſig, oder in eingedicktem Moſt aufbewahrt. Aus dem Ueberreſte wird Oehl gepreßt, und zwar jährlich gegen 30000 Gallonen. *) Die Ebene von Athen hat, auſſer dem Oehlbaume, ſehr wenig Bäume, doch iſt dieſe dünne Bewaldung keineswegs eine allgemeine Eigenheit Griechenlands.

Der Hymettus **) iſt ſeit undenklichen Zeiten wegen ſeines trefflichen Honigs berühmt, der noch immer ſo ſehr geſchätzt wird, daß jährlich Geſchenke davon nach Konſtantinopel gehen. Die Satureia capitata (Pfefferkraut) und die Satureia Thymbra ſind die Lieblingspflanzen der Bienen, und ihnen verdankt der Honig von Hymettus ſeine Berühmtheit. Fourmont, dem man freilich nicht unbedingt trauen darf, behauptet, der Honig von Hymettus wirke wie Wein, und Chandler ***)

---

*) Ein Gallon hält ungefähr 230 franzöſiſche Kubikzoll.

**) Der neuere ſeltſam verderbte Nahme iſt Τρελλοβουνα d. i. der tolle Berg. Von Hymettus machten die Venediger monte Imetto, woraus durch verderbte Ausſprache monte matto wurde, und dieß gab, in's Romaik zurück überſetzt, den heutigen Nahmen.

***) Travels into Greece — Oxford 1776. 4. Teutſch (von Boje und Voß) Leipzig 1777. 8. Ein ſchätzbares Werk.

ſagt, der Geruch deſſelben halte die Fliegen davon ab. Die Athener lieben den Honig ſehr, nehmen ihn faſt zu allen Gerichten, und glauben, wie ihre Vorfahren, daß er die Geſundheit und Lebenskraft erhalte.

Die Berge Griechenlands, größtentheils Kalkgebirge, zeigen nichts Großartiges, oder Mahleriſches in ihrer Geſtalt; viele von ihnen aber ſind gut bewaldet und liefern Nutzholz in Ueberfluß zum Schiff- und Häuſerbau. Wenige Länder haben einen erleſenern Reichthum von ſchön blühenden Geſträuchen. Der Lorberbaum (Laurus nobilis, Δάφνη) deſſen Beeren den Griechen ein wohlriechendes Oehl zum Salben der Haare geben, faßt den Rand jedes Hügels ein. Der Oleander (Nerium Oleander, πικροδάφνη) grünt an den Ufern des Ilyſſus und jedes Bergſtroms; die Blüten deſſelben dienen zum Schmucke des Haares und mit den Zweigen bedeckt man in Athen den Bazar. *) Die Bärentraube (Arbutus unedo, κομαρια) iſt häufig auf den penteliſchen Gebirgen. Die Frucht des Baumes wird als Leckerbiſſen geſchätzt, und aus dem Holze die griechiſche Hirtenflöte (φλόυρια) gemacht. In Zante zieht man ein geiſtiges Waſſer und einen

*) Marktplatz.

goldgelben Eſſig daraus. Die Wurzelbärentraube (Arbutus andrachne) wächſt überall häufig. Keuſchlamm (vitex agnus castus, κανναπίττα) der ſtete Gefährte des Oleander, ſchmückt die Ufer des Ilyſſus und die Ränder der Bergſtröme. Aus den Zweigen macht man Körbe und Bienenſtöcke, und die Blätter geben eine gelbe Farbe. Die Alten glaubten, daß Reiſende, wenn ſie einen Zweig oder eine Gerte vom Agnus castus in der Hand hätten, keine Müdigkeit empfänden, und noch glauben es die heutigen Griechen. Die Ciſtroſe (cystus creticus) gibt das Ladanum, eine würzhafte Subſtanz, deren Duft man für ein Schutzmittel gegen die Peſt hält. Die Maſtix-Piſtazie (pistachia Lentiscus) gibt den Maſtix, und die Aſche des Holzes wird zum Seifenſieden gebraucht. Die gemeine Mirte und die vielblumige Heide findet man überall auf den Hügeln. Der Epheu (Hedera helix) hängt wie ein Vorhang in den mahleriſchen Marmorhöhlen von Pentele, wo auch die ſchöne baumartige Salbei (Salvia arborea) wild wächſt. Der wilde Oehlbaum, die Steinlinde (Phillyrea) und der Carob-Baum (Johannisbrodbaum) die blühende Aeſche und die Eſchwurzel (Fraxionella) die Peltſche (Coronilla) die Blaſenſchote (Colutea)

und der ſpaniſche Ginſter (Genista Florida) ſchmücken die Abhänge der Berge.

Die meiſten griechiſchen Pflanzen, Nutz- oder Ziergewächſe, haben noch immer ihre alten Nahmen, mehr oder minder unverderbt, beibehalten. „Als ich mit einem Hirtenknaben — ſagt Sibthorp *) in der Erzählung von ſeiner Beſteigung des Parnaſſus — Kräuter ſuchte, ſetzte mich mein kleiner Führer durch die Nahmen, die er den Pflanzen gab, nicht wenig in Erſtaunen; ich erkannte die, bei Dioskorides und Theophraſtus vorkommenden Nahmen wieder, wiewohl etwas verderbt durch die Ausſprache, und durch den Einfluß der Zeit, die ſeit jenen Naturforſchern verfloſſen iſt, viele aber waren unverſtümmelt, und die Angabe ihrer Tugenden hatte ſich durch mündliche Ueberlieferung treulich fortgepflanzt."

Das Klima, der Boden und die verſchiedenen Erzeugniſſe Griechenlands ſind im Allgemeinen vorzüglicher, als in den meiſten andern europäiſchen Ländern von gleichem Umfange, die Bewohner aber keineswegs in der Lage, die von der Natur ihrem Lande verliehenen Vortheile völlig benutzen zu können, und ſie vernachläſſigen ſelbſt diejenigen, die ihnen

*) In Walpole's memoirs.

nahe liegen. Sie könnten, unter andern, große Vortheile von ihrer ausgedehnten Seeküſte ziehen, wo es eine Menge von trefflichen Fiſchen gibt, beſonders Makrelen, Zungenſchollen, Steinbutten, Barben, auch Hummern, Auſtern und Kammmuſcheln; aber die Griechen ſind, wie vermuthlich auch ihre Vorfahren, ſehr ungeſchickte Fiſcher. Man ſollte glauben, daß die große Menge ihrer Faſttage, welche mehr als die Hälfte des Jahres ausmachen, ihnen wenigſtens Aufmunterung, wenn auch nicht Geſchicklichkeit, in ihrem Gewerbe geben könnte; in der ſtrengſten Faſtenzeit ſind jedoch ſelbſt friſche Fiſche verboten, und man zieht immer geſalzenen Stockfiſch und Kaviar vor, die man von Fremden kauft.

Die kleinen Städte und Dörfer, welche in den Thälern und auf den Abhängen des Pindusgebirges und deſſen zahlreichen Zweigen zerſtreut ſind, gehören zu den merkwürdigſten Theilen des griechiſchen Hochlandes. Die Bewohner ſind ein Gemiſch von Griechen, Albaniern und Wallachen und meiſt Chriſten. Unter ihnen ſind die Blaki, (wahrſcheinlich aus der Wallachei) nach Hollands Berichte, ein kühnes, regſames Volk, regelmäßig in ihrer Lebensweiſe und minder wild, als die Albanier. Während der Sommermonate wohnen ſie mit ihren Heerden auf dem

Pindusgebirge, und im Winter verbreiten ſie ſich auf den Ebenen, wo ſie Zelte und Hütten aufſchlagen. Holland beſchreibt *) uns folgendermaßen einen Schwarm dieſer wandernden Hirten: Der Reiterſchwarm, durch welchen wir kamen, war wenigſtens zwei (engliſche) Meilen lang, und nur ſelten unterbrochen. Die Auswanderer hatten über tauſend Pferde bei ſich, die hauptſächlich dazu beſtimmt waren, die tragbaren Wohnungen und die bewegliche Habe des Stammes fortzuſchaffen. Alles dieß war ungemein nett und gleichförmig gepackt. Die kleinern Kinder waren auf verſchiedene Weiſe auf dem Gepäcke angebracht; Männer, Weiber und ältere Kinder aber gingen meiſt zu Fuße. Alle ein geſunder, kräftiger Menſchenſchlag, aber ihre Lebensweiſe war in ihrem wilden, rauhen Aeuſſern ſtark ausgedruckt. Die meiſten Männer trugen weiße Kleider von grobem Wollenzeuge; der Anzug der Weiber war von demſelben Stoffe, aber bunter, und gewöhnlich auf der Bruſt mit Borten verziert. Die Unterröcke der Weiber reichten kaum bis unter die Kniee, und ließen faſt die ganze Länge der Strümpfe ſehen, die von vielfarbiger Wolle, roth, hochgelb, weiß und mattgelb waren. Faſt alle junge Weiber

*) Im angeführten Werke, S. 132.

und Kinder trugen auf dem Kopfe einen Kranz, der aus Piaſtern, Paras, und andern zuſammengereihten Silbermünzen beſtand, und zuweilen in mehren Reihen über einander gehängt war, und eine Art von Mütze bildete. Auch an andere Theile des Anzugs werden ſolche Münzen gehängt, und zuweilen auch wohl geſchmackvoll angebracht. Zwei Prieſter der griechiſchen Kirche waren bei den Ausgewanderten und ſchloſſen den langen Zug."

Die zahlreichen Buſen, Baien und Häfen, an den Küſten des griechiſchen Veſtlandes, geben der Schiffahrt Bequemlichkeit und Sicherheit. Die Umſtände, worin ſich Europa in neuern Zeiten befand, waren dem Handel Griechenlands günſtig, und viele ſeiner Hafenſtädte gelangten zu einem Wohlſtande, wovon man ſeit der Eroberung durch Muhamed II. nichts ähnliches geſehen hatte. Die Stadt Salonichi, am Ende des gleichnahmigen Buſens, wurde die Niederlage engliſcher Schiffladungen von Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwollengarn und verſchiedenen andern Waaren, die von hier zu Lande bis tief in's Binnenland von Europa gebracht wurden. Zuweilen gingen Züge von tauſend Pferden auf einmal mit Waaren von Salonichi ab.

Livadia treibt einen anſehnlichen Ausfuhr-Handel, beſonders durch den Meerbuſen von Ko-

rinth, mit verſchiedenen Getreidearten, Hülſenfrüchten, Baumwolle, Wolle, Honig. Die Kaufleute ſind reiche Griechen, von welchen viele ſehr prächtig leben, von zahlreichen Dienern umringt, und in prunkvoll eingerichteten Häuſern wohnen. Da Ali Paſcha in Livadia nur als Derveni-Paſcha (d. i. Hüter der Päſſe, Grenzhüter) zu befehlen hat, ſo iſt ſeine Gewalt hier weit mehr eingeſchränkt, als in Albanien, oder Theſſalien.

Die heutigen Griechen haben, bei ihrem Hange zu thätigen und unternehmenden Anſtrengungen, eine große Neigung zum Handel. Dieſer Hang war beſonders auffallend in dem ſchnellen Wachsthum einer kleinen Anſiedlung, die auf dem öden Felſen von Hydra gegründet ward. „Dieſe kleine Inſel, unweit der Mündung des Buſens von Argolis, ſagt Holland *) iſt in neuern Zeiten wegen des Umfangs und der Wichtigkeit ihres Handels merkwürdig geworden. Sie hat nur wenige (engliſche) Meilen im Umfange, eine ſo felſige Oberfläche, daß kaum gewöhnliche Pflanzen gedeihen, und kaum andres Waſſer, als was in Behältern aufgefangen wird. Hier leben jetzt über 25,000 thätige und reiche Menſchen, die gegen 300 Handelsſchiffe beſitzen, wo-

*) Seite 202.

von viele von anſehnlichem Tonnengehalte und wohl bewaffnet ſind. Ich habe gehört, und darf der Angabe glauben, daß ein Kaufmann in Hydra lebt, der ſich ein Vermögen von einer Million Thalern erworben hat, und viele andre gleichfalls anſehnliche Summen im Handel haben."

Ein bedeutender und immer zunehmender Handel wird in den joniſchen Inſeln getrieben. Ihre Ausfuhr beſteht hauptſächlich in Oehl, Wein und Korinthen. Von dem letzt genannten Erzeugniſſe führt Zante, meiſt nach England, 7,000,000 Pfund aus, von Oehl 60,000 Tonnen, und 4000 Faß Wein; Cephalonia ungefähr eben ſo viel. Die vermiſchten Bewohner dieſer Inſeln ſchildert man als lebhaft und ſcharfſinnig, als ſchlau und thätig im Geſchäftsverkehr, lärmend, geſchwätzig und wortreich in ihrem Benehmen, zu Streit und Ränken geneigt. Von den verdorbenen Sitten, und den Laſtern der Venediger angeſteckt, die mit Verbrechen handelten und dem Meiſtbietenden Strafloſigkeit verkauften, waren ſie, in Hinſicht auf Sittlichkeit und Religion, in tiefen Verfall gerathen. Mordthaten geſchahen häufig, und der ganze geſellſchaftliche Zuſtand, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, war verderbt und verwildert. Engliſche Berichte verſichern uns, daß der Zuſtand der Bewohner ſich ſeit der letz-

ten Staatsveränderung verbeſſert habe; die Parteiungen ſollen unterdrückt, wo nicht gar völlig ausgetilgt ſein, die Geſetze treu und ſtrenge vollzogen werden und Mordthaten ſelten vorkommen.

Die Griechen auf dem Veſtlande haben mehr, als die Inſelbewohner, ihre urſprüngliche Eigenheit bewahrt. Man findet darin noch immer ſo viele Verſchiedenheiten, als in irgend einem Zeitpunkte ihrer Geſchichte. Andre Verſchiedenheiten entſpringen aus der Vermiſchung mit römiſchem, gothiſchem, cataloniſchem, venediſchem und türkiſchem Blute. Will man die Sinnesart der Griechen richtig beurtheilen, ſo muß man das Volk im Einzelnen betrachten und zugleich alles Mögliche zu ihren Gunſten auslegen, da ſie unter türkiſchem Einfluße ſtehen, und ihr Betragen in nicht gewöhnlichem Grade durch die perſönliche Eigenheit des Paſcha's oder Aga's, der ſie beherrſcht, beſtimmt wird. Auf dem griechiſchen Veſtlande, mit Ausnahme von Megaris, Attika und Morea, iſt der Einfluß des Ali Paſcha und ſeiner Söhne vorherrſchend, und, wie wir geſehen haben, iſt er jetzt der Pforte zu mächtig geworden. D. Holland ſchildert ihn als einen Mann von ſchneller Faſſung, ſcharfer Beobachtung, Kraft und Veſtigkeit im Handeln, verbunden mit einer ſeltenen Hinterliſt, einer unverſöhnlichen Rach-

ſucht und einer gänzlichen Verachtung aller Grundſätze, die der regen Ehrſucht widerſtreiten, welche die Haupttriebfeder ſeines Gemüthes iſt. In hohem Grade beſitzt er die Kunſt, durch ein offenes, mildes, ja freundliches Benehmen zu bezaubern. Der genannte Reiſende erhellet aber das finſtere Gemählde, das er von Ali gibt, durch einige Lichter. „Einen Beweis ſeines ausgezeichneten Verſtandes, ſagt Holland, findet man auch darin, daß er von volkthümlichen und religiöſen Vorurtheilen freier iſt, als man es gewöhnlich bei türkiſchen Machthabern findet. Er hat verſchiedene nützliche Erfindungen gebildeter Völker mit Eifer in ſeinem Gebiete eingeführt, zahlreiche Räuberbanden zerſtört, welche die friedlichen Bewohner des Landes bedrängten, Straßen anlegen, Brücken bauen und Verbeſſerungen im Ackerbau einführen laſſen. Dieſes rühmliche Streben hat mit dem Schrecken, das ſeine Verwaltung einflößt, Ehrfurcht verbunden, und ſelbſt diejenigen, welche, auſſer dem Bereiche ſeines mächtigen Armes, ihren Haß gegen ſeine Willkühr ausſprechen dürfen, müſſen eingeſtehen, daß Albanien unter ſeiner alleinigen ſtrengen Herrſchaft mehr Glück und Wohlſtand genießt, als zu der Zeit, wo es unter zahlreichen Häuptlingen getheilt und durch ſtete Kriege gequält war. Mit dieſer Meinung iſt keineswegs eine Billigung

der Grundſätze der Willkührherrſchaft verbunden. Die Geſchichte aber bewahrt uns die Erfahrung auf, daß ein einziger Zwingherr dem Glücke eines Volkes minder nachtheilig iſt, als Zwingherrſchaft, unter Viele getheilt, und der Weßir von Albanien iſt nur dadurch ſelber ein Gewaltherrſcher geworden, weil er zahlreiche Zwingherren vernichtet hat, die früher das zerrüttete und getheilte Land ausplünderten."

Die Gebirgbewohner von Albanien hat man immer als tapfer, entſchloſſen, unternehmend und unermüdet geſchildert. Aus ihnen hat Ali Paſcha ſeine treueſte Leibwache, ſeine beßten Krieger genommen. „Der albaniſche Bauer oder Kriegsmann — Wörter, die man in dieſem Lande immer für gleichbedeutend nimmt — zeigt ſich hier ganz in ſeiner volkthümlichen Eigenheit und Tracht, ſagt D. Holland. *) Meiſt kräftige Geſtalten, deren Züge verrathen, daß dieſe Männer noch nicht zu ſklaviſcher Geſchmeidigkeit ſich gebeugt haben; dabei ein eigener Stolz im Gang und Benehmen, und eine Tracht, welche die ganze Geſtalt auffallender und mahleriſcher macht, als Alles, was ich je geſehen habe. Für ein Auge, das ſich noch nicht gewöhnt hatte, kleine Ver-

*) Seite 98 ff.

ſchiedenheiten zu bemerken, wo Alles neu war und Ehrfurcht gebot, war das Auffallendſte in dieſer Tracht der loſe über die Schultern fallende, hinten bis auf die Kniee hinab reichende, Mantel von grobem braunem Wollenzeuge, mit einem Saume von rothen Fäden; die beiden Weſten, wovon die äuſſere offen, zuweilen von grünem oder purpurfarbigem Sammet iſt und bis auf die Hüften reicht, die innere aber in der Mitte mit Borten beſetzt und reich verziert iſt; eine breite Schärpe oder ein Wehrgehenke um die Hüften, worin eine Muskete, oder zuweilen auch deren zwei, und ein großes Meſſer getragen werden; die Schäfte dieſer Gewehre oft ſehr lang, und künſtlich mit Silber verziert; ein grobes Baumwollenhemd, das unter dem Gürtel hervor kommt, bis ein wenig unter die Kniee hinab reicht, beinahe dem ſchottiſchen Schurz ähnlich, und die baumwollenen weiten Hoſen bedeckt; der lange Säbel; die kreisförmigen Schienen von Metall, welche Kniee und Knöchel beſchützen; die bunten Strümpfe und Sandalen; die kleine rothe Mütze, die gerade nur den Scheitel bedeckt, und unter welcher das Haar üppig nach hinten fällt, während es vorne ſo kahl geſchoren iſt, daß Vorderhaupt und Schläfe ganz entblößt ſind. Dazu kommt der Obermantel, eines der auffallendſten Stücke der Albaniertracht, ein grobes,

zottiges, wollenes Gewand, mit offenen Aermeln und mit einem viereckigen Lappen hinten, der zuweilen als Kappe dient, nicht ſelten von grauer oder weißer Farbe; einer über den Rücken geworfenen Ziegenhaut nicht unähnlich. Ich wage es nicht, zu entſcheiden, ob dieß das Sagum der Alten ſei, aber ohne Zweifel hat der Anzug des Albaniers viel Aehnlichkeit mit der Tracht des griechiſchen und römiſchen Soldaten. In ihren Außenlinien gleicht dieſe Volkstracht keiner andern ſo ſehr, als der Tracht der ſardiniſchen Bauern. Die Vergleichung fällt aber ganz zum Vortheile des Albaniers aus, und der halb nackte Sarde, wie man ihn in den Straßen von Cagliari ſieht, iſt nur ein ſchwaches Abbild der ſtolzen Geſtalten, die das Schloß des Ali Paſcha bewachen."

Den Albaniern im nördlichen Griechenlande ſehr ähnlich, ſind die Mainoten auf der ſüdlichen Spitze von Morea. Dieſes Volk, das man für die Abkömmlinge der alten Spartaner hält, war ſo kühn und entſchloſſen auf dem Meere, als die Epiroten auf dem Lande; in den neueſten Zeiten aber ſind ihre Seeräubereien durch Gewöhnung an friedliche Betriebſamkeit und durch den zunehmenden Handel ſehr beſchränkt worden. Als der Franzoſe

Guilletiere *) im Jahre 1669 Griechenland bereiſete, war es unſicher für Schiffe, ſich dem ſüdlichen Vorgebirge von Maina zu nähern. Reihen von Felſengrotten an der Küſte dienten den Mönchen oder Prieſtern als Zellen und Einſiedeleien, wo ſie, immer auf der Lauer, bei der Annäherung von Schiffen, ein Zeichen gaben, und zur Belohnung den Zehnten der Beute zum Vortheile der Kirche erhielten. Türken und Chriſten wurden ohne Unterſchied gefangen und als Sklaven verkauft, die Türken an Chriſten, und die Chriſten an Türken; ja ſie raubten und verkauften ſogar einander ſelbſt. Jener Reiſende berichtet einen luſtigen Vorfall, der ſich zwei Tage vor ſeiner Ankunft an der Küſte ereignete. Zwei Seeräuber zankten ſich über die Beute eines geraubten Schiffes aus Venedig, und einer von ihnen erſah die Gelegenheit, ſeines Freundes Weib zu rauben, um ſie dem Hauptmanne eines Raubſchiffes aus Malta zu verkaufen, das eben auf der Rhede lag. Der Schiffhauptmann fand den Preis zu hoch und verſicherte dem Verkäufer, er habe ſo eben eine weit hübſchere Frau für die Hälfte des ge-

*) Lacedémone antique et nouvelle, où l'on voit les moeurs et les coustumes des Grecs modernes, des Mahometans et des Juifs — Paris 1676, 2 Bde. 12.

foderten Geldes gekauft, und wollte ihn ſelber urtheilen laſſen. Die Frau ward herbei geholt, und der Mainote ſah zu ſeinem größten Erſtaunen ſeine eigene Frau, da ſein Mitbruder ihm den Vorſprung abgewonnen hatte. Nichts blieb nun übrig, als dem Hauptmann auch die andre Frau für ſein Gebot zu überlaſſen, und die beiden Ehemänner hielten es für das Beßte, ſich zu vertragen, und ihre Bemühungen zur Wiedererlangung ihrer Weiber zu vereinigen, um nicht für immer ein Gegenſtand des Spottes ihrer Landsleute zu werden.

Nur ſehr wenige Reiſende haben ſich unter die Mainoten gewagt; aber das Schrecken, welches dieſes Volk einflößt, ſcheint mehr eingebildet, als gegründet, und aus ihrem tiefgewurzelten Haſſe gegen die Türken entſtanden zu ſein. Sibthorp und Morrit, die im Jahre 1795 durch das Gebiet von Maina zogen, fanden die Gemüthsart der Bewohner den gewöhnlichen Schilderungen gerade entgegengeſetzt. Ueberall wurden ſie mit Aufmerkſamkeit und Freundlichkeit behandelt. Sie hatten Urſache zu glauben, daß die Freundſchaft der Mainoten unverbrüchlich ſei, wie verrätheriſch und grauſam auch ihre Feindſeligkeit ſein möge, und daß ein Fremder in ihrer Mitte ein eben ſo heilig geachtetes Gaſtrecht genieße, als unter den Arabern. Jeder Häuptling

empfing die Reiſenden mit ausgezeichneten Beweiſen von Wohlwollen und Gaſtfreundſchaft, geleitete ſie bei der Abreiſe jedesmal ſicher zu dem nächſten Häuptlinge, und Alle wünſchten ſo eifrig, die Fremden zu bewirthen, daß die beiden Reiſenden ſahen, man würde es für eine Beleidigung halten, wenn ſie einen Häuptling vorüber gehen wollten, ohne ihm einen Beſuch zu machen.

Dieſe ſehr zahlreichen Häuptlinge der Mainoten wohnen in viereckigen, ſtark beveſtigten Thürmen. In der Ausübung ihrer Gewalt gleichen ſie, in mancher Hinſicht, den Häuptern der ehemaligen Clane im ſchottiſchen Hochland. Sie liegen häufig in Fehden mit einander. Zu Hauſe ſind ſie Richter ihres Stammes, im Felde ſeine Kriegsführer. Der mächtigſte Häuptling hat den Titel Bej. Er unterhandelt mit den Türken über die jährliche Abgabe; denn kein Türke darf in irgend einem Theile des Gebietes von Maina wohnen. „Hier, ſagt Sibthorp, ſcheint die Natur des Menſchen ihre aufrechte Geſtalt wieder anzunehmen, und wir ſahen nichts mehr von der Knechtsgeſtalt des Gemüthes und des Leibes, wodurch die, von den Türken unterjochten Griechen ſich auszeichnen.“ Jeder Mann trägt ſeine Kugelbüchſe, und jede Frau wird in den Waffen geübt. Bei jedem Dorfe iſt ein Freiplatz, wo die Knaben

ſich mit Schilden üben, und ſelbſt die Mädchen und ältern Frauen nehmen Theil an dieſen kriegeriſchen Beluſtigungen. Nach dieſen Uebungen folgen immer Tänze auf dem Raſenplatze. Leicht und gewandt ſind die Geſtalten der Weiber und ihre Züge reizend. Die Männer ſcheinen für dieſe Vorzüge nicht unempfänglich zu ſein. Der Häuptling erzählte den Reiſenden, die Weiber hätten nicht ſelten ihre Väter und Brüder in den Krieg begleitet, und immer wären die Männer deſto eifriger geweſen, ſich vor den Augen ihrer Kampfgenoſſinnen auszuzeichnen.

Ein anderer, nicht minder volkthümlicher Zug der Mainoten iſt der offene, trauliche Umgang, der zwiſchen beiden Geſchlechtern zu herrſchen ſcheint. Die Weiber ſind hier die Vertrauten ihrer Männer und nehmen Theil an der Erziehung der Kinder und an der Führung des Hausweſens. Kurz, ſie genießen völlige Freiheit, und ſcheinen derſelben nicht unwürdig zu ſein. Beiſpiele ehelicher Untreue ſollen ſehr ſelten vorkommen. Ein armer teutſcher Fiedler, der ein Jahr vor jenen Reiſenden in Maina geweſen war, hatte ein hübſches Mädchen durch eine Beleidigung ihrer Keuſchheit ſo heftig aufgebracht, daß ſie ihr Piſtol zog, und ihn auf der Stelle niederſchoß.

Maina iſt ſehr volkreich. Die Inwohner be-

kennen ſich zum griechiſchen Glauben. Ihre Kirchen ſind zahlreich, reinlich und werden häufig beſucht. Der Boden iſt im Ganzen unfruchtbar und ſteinig; aber die Erde, welche durch Regen und Gießbäche von den höhern Gegenden herab geſchwemmt wird, weiß der unermüdete Fleiß der Bewohner auf unzähligen künſtlichen Ebenen und Erhöhungen veſt zu halten. Dieſe Terraſſen ſind mit Korn, Mais, Oehlbäumen und Maulbeerbäumen bedeckt, die aus dem Felſen ſelbſt hervor zu ſproßen ſcheinen. Meiſt auf allen Hügeln ſieht man Bienenſtöcke, deren Honig faſt dem hymettiſchen gleicht, nur von beſſerer Farbe iſt. Das Weideland in der Umgegend des Gythion iſt noch immer wegen ſeiner Käſe berühmt, die zu den Zeiten der alten Spartaner im übrigen Griechenland ſehr geſchätzt waren. *)

Man irret ſich, wenn man glaubt, daß man in Athen den heutigen Griechen in ſeiner echten Geſtalt finde. Nach den Berichten der Reiſenden ſind die Männer in dieſer berühmten Stadt weniger ſittlich, und die Frauen häßlicher, als in den übrigen griechiſchen Städten. Die Inwohner theilen ſich noch immer, wie vor Alters, in vier Klaſſen: Landbauer, Gewerbleute, Krieger und Prieſter. Zur er-

*) Morrit in Walpole's Memoirs.

ſten Klaſſe gehören die Albanier; die Griechen beſchäftigen ſich mit Handel und Handwerken, die Türken bewachen die Stadt und rauchen, die Prieſter thun nichts.

Die meiſten frühern Reiſenden ſchildern die Athener als ein ſehr verſchlagenes Volk, und ein altes Sprichwort ſtellt die geringere Volksklaſſe in Attika in eine Reihe mit den Juden in Salonichi und den Türken in Negropont. Es ſcheint jetzt nicht viel beſſer zu ſein. „Lieber Herr, ſprach, mit luſtiger Ernſthaftigkeit, ein franzöſiſcher Kaufmann, Nahmens Roque, zu Lord Byron: es iſt noch immer daſſelbe Geſindel, wie in den Tagen des Themiſtokles.“ Flüchtig abſprechende Meinungen der Art ſind allerdings nicht viel werth. Spon, ein geſetzter, verſtändiger Mann, der viel Verkehr mit den Griechen hatte, beſchreibt *) ſie als betriebſam, mäßig lebend, keuſch, und geduldig unter dem Drucke; aber neben dieſen guten Eigenſchaften ſind die ſchlechten noch ziemlich dieſelben, die Themiſtokles ihren Vorfahren zuſchrieb: Eitelkeit, Ziererei, Unbeſtändigkeit, Gewinnſucht, Neuerungluſt und Hang zur Wortbrüchigkeit. Wenn Mangel an Wahrhaftigkeit, wie faſt alle Schriftſteller behaupten, den

*) In dem angeführten Werke.

Griechen in allen Zeitaltern vorgeworfen werden konnte, ſo kann man eine Veredlung in dieſer Hinſicht unter den jetzigen Umſtänden kaum erwarten. „Ihr Leben, ſagt Lord Byron, *) iſt ein Kampf gegen Wahrheit, und ſie ſind laſterhaft, um ſich zu vertheidigen. Sie ſind an wohlwollende Behandlung ſo wenig gewohnt, daß ſie, wenn man ihnen zuweilen ſo etwas zeigt, argwöhniſch werden, wie ein oft geſchlagener Hund nach unſern Fingern ſchnappt, wenn wir ihn liebkoſen wollen."

Einen guten Zug des heutigen Volkſtammes darf man nicht überſehen. Die Prieſter, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, empfangen den Fremdling mit offenen Armen in ihren Wohnungen; der Bauer iſt ſtets bereit, ſeine ärmliche Wohnung und ſeine grobe Koſt mit ihm zu theilen; und die Thüre des reichen Kaufmannes iſt dem Europäer von anſtändigem Aeuſſeren nie verſchloſſen. „Der Reiſende iſt in Attika, ſagt Dodwell, **) ganz ſicher; die Inwohner ſind gütig und gaſtfreundlich gegen Fremde, und nie habe ich Unhöflichkeiten, oder Erpreſſungen erfahren. Die alterthümliche Gaſtfreiheit, die den

*) Anmerkungen zu Child Harold.

**) In ſeiner Classical and topographical Tour through Greece. (überſ. von Sickler, Meiningen 1821.)

Griechen ſo heilig war, wird zum Theil noch ausgeübt. Der Reiſende, der zum Zweitenmal durch eine Gegend kömmt, kann denjenigen, der ihn früher gütig aufgenommen, nicht empfindlicher beleidigen, als wenn er nicht wieder bei dem Gaſtfreunde einkehrt." Die Protogeroi, oder Primaten, ſind verpflichtet, auf die Bedürfniſſe der Reiſenden zu achten, und ſie entweder in ihren eigenen Wohnungen zu empfangen, was gewöhnlich geſchieht, oder ihnen Herberge und Bewirthung unter den billigſten Bedingungen zu verſchaffen.

Jeder biedre Reiſende, der Gelegenheit gehabt hat, mit den Griechen umzugehen, wird gern bekennen, daß die höhern Klaſſen ihre jetzige Herabwürdigung tief empfinden, und nicht ohne Begeiſterung und Verehrung an ihre alten Helden, an ihre Dichter, Weiſen und Staatsmänner denken, die jedem Volke Ehre bringen würden. Es würde ungerecht ſein, wenn man das Volksgefühl nach denjenigen beurtheilen wollte, welche, wie Douglas *) uns erzählt, nach wilden Ausrufungen des Mitleids mit ihrem Vaterlande und des Haſſes gegen deſſen Unterdrücker, an den Ränken in dem Vorzimmer eines Woiwoden **) Theil nehmen, und ein arm-

*) Im angeführten Werke.
**) Der türkiſche Abgabenpachter eines Bezirks.

ſeliges Aemtchen in ſeinem Haushalt durch die ſchwärzeſten Verläumdungen gegen ihre Mitſklaven erkaufen. D. Holland, den man in vielen Hinſichten für einen verſtändigern Beurtheiler der Gemüthsart der Griechen halten muß, als Douglas, gibt uns viele glänzende Beiſpiele einer Denkart und eines Benehmens, die das Gegentheil von dem Betragen jener ränkevollen Menſchen in Athen ſind. Wenn Bellara, einer der Aerzte des Veli Paſcha zu Lariſſa, über ſeinen Lieblingsgegenſtand, die Befreiung ſeiner Landsleute, ſprach, zeigte er, wie Holland uns erzählt, eine vertraute Bekanntſchaft mit den alten Schriftſtellern, eine kräftige Begeiſterung für die alte Herrlichkeit ſeines Landes, und blickte er von dieſen Gegenſtänden zuweilen auf den herabgewürdigten Zuſtand Griechenlands, ſo geſchah es mit einem Tone, worin Schwermuth und Spott verſchmolzen waren, einem Tone, der das Gemüth des Mannes enthüllte, und nicht übel zu dem Gegenſtande paßte.

Die Sinnesart eines Volkes erhält ſtets ſeine Hauptrichtung durch den Glauben, wozu es ſich bekennt. Alle Griechen, mit Ausnahme der Albanier, die ſich bei Ali Paſcha haben anwerben laſſen, ſind Chriſten. Die Reinheit der chriſtlichen Lehre hat

freilich gelitten und ihre Einfachheit iſt entſtellt worden durch vielerlei heidniſchen Aberglauben, den eingewurzelte Vorurtheile auf die chriſtlichen Gebräuche geimpft haben. Es wäre auch vielleicht wohl zu viel verlangt, daß ein Volk, welchem jede Stelle ſeines Vaterlandes etwas Geweihtes hat, auf einmal jene heiligen Zufluchtörter verlaſſen ſollte, die ihm durch ſo viele Erinnerungen an alte Herrlichkeit theuer ſind. Es war ſehr natürlich, daß in den erſten Zeiten des Chriſtenthums Kirchen aus den Trümmern heidniſcher Tempel erſtanden, und gemahlte Heiligen die Stelle marmorner Götterbilder einnahmen; daß jeder Hügel, jeder Hain, jede Quelle, jede Höhle ein eigenes Kapellchen erhielt, und wirklich ſind viele von ihnen bis auf den heutigen Tag, Zufluchtörter des Aberglaubens, wo man bei gewiſſen Gelegenheiten dem Schutzheiligen Weihopfer darbringt, um ein drohendes Uebel abzuwenden, oder ein gehofftes Gut ſich zu ſichern. In dieſer Hinſicht ſind die heutigen Griechen ganz den Alten gleich. Sie beobachten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit die eingeführten Gebräuche ihres Glaubens. „Ein Grieche, ſagt Douglas, hat entweder einen Feſttag, oder einen Faſttag, und ein Schwarm, den ich einſt unter freiem Himmel vor der Burg auf der Inſel Zante zweihundert Schafe braten ſah, hätte mich auf den Gedanken

bringen können, daß dem Jupiter, und nicht der Panagia *) der Tag geweiht ſei.“

Es würde gut für die Griechen ſein, ſelbſt ſo lange das türkiſche Joch ſie drückt, wenn eine Verbeſſerung in ihren kirchlichen Einrichtungen ſtatt fände. Die Zahl der Faſttage und Feſte nimmt drei Viertheile des Jahres weg. Die zahlreichen geringern Geiſtlichen, die arm ſind und häufig mit Handarbeiten ſich beſchäftigen, müſſen größtentheils von der Gemeine unterhalten werden. Es wimmelt in den Klöſtern von Caloyeren, oder Mönchen, und von Papas, oder Pfarrgeiſtlichen, in jedem Dorfe. Ihre Einkünfte ſind ſo dürftig, daß in der Regel nur Leute aus der niedern Volksklaſſe geiſtliche Stellen ſuchen; Alle ſind in der That Kinder von Armen, und haben nichts gelernt, als Leſen und Schreiben der Volkſprache, des Romaik, ausgenommen, daß ſie auch die griechiſche Liturgie in der helleniſchen Sprache, ohne ſie zu verſtehen, lernen müſſen. Die Biſchöfe, die im Verhältniße zu der übrigen Geiſtlichkeit zahlreich zu ſein ſcheinen, haben im Allgemeinen nur geringe Einkünfte. Nichts war armſeliger, als die ganze Einrichtung des Biſchofs von Salona, den Dodwell beſuchte. „Es gab

*) d. i. die Allheilige, die heilige Jungfrau.

nichts zu eſſen, ſagt er, als Reiß und ſchlechten Käſe; der Wein war abſcheulich, und ſo ſtark mit Harz (Terpentin) verſetzt, daß er uns faſt die Lippen wund beizte."

Die Erzbiſchöfe ſind, wie es ſcheint, die einzigen Kirchenbeamten, die nicht unter Armuth erliegen, aber ſie kaufen ihre Stellen von dem Patriarchen in Konſtantinopel, der ſeine Würde ſelbſt von der Pforte kauft. Polykarp, der Erzbiſchof von Lariſſa, hat neun Biſthümer in ſeinem Sprengel, und ein jährliches Einkommen von ungefähr 60,000 Thalern. Dieſer Geiſtliche war ohne alle Gelehrſamkeit, konnte keine andre Sprache, als das Romaik und das Albaniſche, und radebrechte ein wenig das Italieniſche; aber bei den gottesdienſtlichen Gebräuchen fand Holland das Benehmen dieſes Mannes würdig und erhebend, und wenn derſelbe während des Hochamtes von ſeinem Sitze aufſtand und ſegnend ſeine Hände über das Volk ausbreitete, mit den einfachen, ſchönen Worten: Ειρηνη πασι — Friede Allen! war etwas unerreichbar Feierliches und Rührendes in der Handlung. Die ſchwarze Seidenkappe über dem viereckigen Hute, das volle Purpurgewand, reich mit Golde geſtickt, und der lange, ſchwarze Bart, gaben ihm ein ehrwürdiges, fürſtliches Anſehen. „Die Verzierungen ſeines Gewandes und ſeiner Biſchofs-

müße an feſtlichen Tagen, ſollen auſſerordentlich glänzend und prächtig ſein, ſezt Holland hinzu, und die Geſchichte von Adam und Eva, die in Gold mit Perlen darauf geſtickt iſt, gab dem Erzbiſchofe Anlaß zu einigen Aeuſſerungen über den Gegenſtand, die ſo frei waren, daß ſie mich in ſeinem Munde nicht wenig überraſchten." Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir, daß die gereiſten Griechen mit ihren Kenntniſſen ſehr ſchlaffe Grundſäze über Religion und Sittlichkeit von den Univerſitäten Italiens mitgebracht haben, und D. Holland erwähnt beſonders den Ton ſpottender Zweifelſucht, womit der vorhin genannte Bellara, des Erzbiſchofs Geſellſchafter, ſich äuſſerte.

Die Caloyere oder Mönche ſind unſtreitig die unnüzeſten Diener der griechiſchen Kirche, wenn ſie überhaupt dazu gerechnet werden können. Eine ſonderbare, aber ſehr unnüze Anſiedlung derſelben findet man in dem ſchönen Thale des Peneus. Hier erheben ſich einzelne nackte Felſenmaſſen, in der Geſtalt verſtümmelter Kegel oder Pyramiden, von hundert bis zu fünfhundert Fuß Höhe. Auf den Spizen dieſer Felſen ſieht man viele Klöſter, wie Taubenhäuſer auf Pfeilern, die zuweilen die ganze Fläche des Felſens bedecken. Dieſe luftigen Denkmale der Eitelkeit und des Aberglaubens ſind nur mittels

Stricken, oder auch durch Leitern erſteigbar, wenn der Felſen Abſätze hat, wo ſie angelehnt werden können. Von den urſprünglichen vier und zwanzig Klöſtern ſind nur noch zehn übrig, die andern hat man verlaſſen, weil der Felſen verwilderte und die Gebäude verfielen. Holland, der das Kloſter Ajos Stephanos, das gegen 180 Fuß hoch liegt, beſuchte, gibt uns folgenden Bericht *) davon: „Wir ſtiegen auf einem Schneckenpfade allmählich aufwärts, bis wir an den Fuß einer ſteilen Klippe kamen, wo wir das Kloſter gerade über uns ſahen. An einem vorragenden hölzernen Schirmdache hing ein Strick herab, der oben über einen Kloben ging. Von der Höhe blickte ein Mann hinab, dem unſer Tatar laut zurief, um ihn mit unſerm Verlangen bekannt zu machen, das Kloſter zu erſteigen; aber die Mönche waren eben in ihre Kapelle, und wir mußten zehn Minuten auf Antwort warten. Endlich kam ein dickerer Strick von dem Kloben herab, woran ein kleines Stricknetz beveſtiget war, das uns in die luftige Wohnung bringen ſollte. Das Netz war bald unten. Unſer Tatar und ein Bauer, den wir mitgebracht hatten, breiteten es aus einander, bedeckten den untern Theil mit einem albaniſchen

*) S. 340 ff.

Oberkleide, und ich ſetzte mich mit meinem Freunde in das leichte Fahrzeug. Als wir hinauf gewunden wurden, zog unſer Gewicht die obere Oeffnung des Netzes zuſammen und wir lagen gekrümmt neben einander, kaum fähig, und auch wenig geneigt, Hand oder Fuß zu rühren. Es ging ziemlich ſchnell aufwärts, und das Schirmdach mit dem Kloben ſtand ſo weit von der Felſenwand ab, daß wir gegen Verletzung geſichert waren. Aber das Aufſteigen hatte etwas Furchtbares, und machte einen ganz andern Eindruck, als das Hinabſteigen in ein Bergwerk, wo man die Tiefe nicht ſieht, und die Seiten des Schachtes eine anſcheinende Sicherheit gegen Gefahr geben. Hier hingen wir ganz in der Luft; ein dünnes Stricknetz war unſere einzige Stütze, und wir wußten nicht, ob die Maſchine ſicher war, die uns ſo ſchnell empor zog. Alles ging jedoch glücklich und in weniger als drei Minuten waren wir oben. Als wir der Thüre des hölzernen Schirmdaches gegenüber waren, erſchienen einige Mönche und andre Leute, die das Netz herein zogen und uns aus unſerer unangenehmen Lage erlöſeten. Als wir uns umſahen, fanden wir, daß jene Leute die Winde gedreht hatten, mit deren Hilfe wir herauf gekommen waren, und einige von ihnen waren ſo ſchwächlich und hinfällig, daß wir uns unmöglich vorſtellen konnten, unſer Auf-

ſteigen ſei nur ſcheinbar gefährlich geweſen. Unſer Diener war indeſſen auf einem noch beſchwerlichern Wege herauf gekommen, auf Leitern nämlich, die zwiſchen den Schichten des Felſens angebracht wurden, welche zu einem, mitten im Kloſter ſich öffnenden, unterirdiſchen Gange führen."

Die Gebäude ſind armſelig und verfallen. Ihre Büͤcherſammlungen ſcheinen aus einigen Bänden griechiſcher Homilien und einigen Schriften über Kirchengeſchichte zu beſtehen. Ueber den Urſprung ihrer Wohnungen wiſſen die Mönche nichts, und hatten keine andre Antwort als: „ſie ſind ſehr alt." Der Ausdruck wurde oft, ſagt Holland, auf eine Art wiederholt, die faſt wie Blödſinn ausſah. Weibern iſt zwar, nach den Kloſtergeſetzen, der Zutritt ſtrenge verſagt, doch ſoll man Einige zur Beſorgung häuslicher Geſchäfte im Kloſter haben.

Dieſe Nachſicht gilt jedoch nicht in jenen Anſtalten, die in einiger Hinſicht noch merkwürdiger ſind, als die Gebäude auf jenen Felſen. Ich meine die berühmten Mönchſitze auf dem Berge Athos, worüber wir eine anziehende Nachricht von D. Hunt *) haben, der mit Profeſſor Carlyle

*) In Walpole's angeführter Sammlung.

ſich einige Wochen in dieſen Klöſtern aufhielt, um griechiſche Landſchriften aufzuſuchen.

Athos, jetzt Monte Santo, der heilige Berg, erhebt ſich auf einer groſsen, ins ägäiſche Meer vorſpringenden Halbinſel, gegen 5000 Fuſs hoch. Der Gipfel iſt, mehre Monate lang, mit Schnee bedeckt. Die Landenge, welche die Halbinſel mit dem Veſtlande verbindet, iſt ein ſehr ſchmaler Rücken, den auf der Abendſeite der Singetiſche, auf der Morgenſeite der Strymoniſche Buſen (jetzt Conteſſa) begränzt. Am Fuſse, und auf den niedrigern Abhängen des Gebirges liegen zwei und zwanzig Klöſter, die in ihrer Gröſse, ihrem Bau und ihrer Lage zwar verſchieden, aber alle bald auffallend ſchön, bald auffallend prächtig ſind, und jedes iſt geeignet, die Langweile der Einſamkeit zu mildern, oder Andacht zu erwecken. Nichts geht über die Schönheit und die abwechſelnden Reize der Umgegend. „Die Dichtung, ſagt der oft erwähnte Reiſende Sibthorp, hat nie eine ſo wilde und mahleriſche Landſchaft geſchildert, und nie habe ich etwas Erhabeneres geſehen" Ungeheure Eichen, Platanen und Kaſtanienbäume ſchmücken die Schluchten und Abhänge des Berges, deſſen höhere Gegenden mit Fichten bedeckt ſind. Der Lorber, die Mirte, die Daphne (Daphne mezereum?) und eine Menge

andrer ſchöner und duftender Geſträuche wuchern üp= pig zwiſchen den Felſen; Wäldchen von Pomeranzen, Citronen und Feigenbäumen umgeben die Klöſter und die Zellen der Einſiedler. Nachtigallen und und andre Singvögel füllen die Luft mit ihren Liedern, die man bis tief in die Nacht höret."

Jedes dieſer Klöſter hat ſeinen Abt, mit einer angemeſſenen Anzahl von Mönchen nnd von Laien, welche die Weinberge beſorgen, den Wein machen, Obſtbäume und Gemüſe ziehen und alle Arbeiten im Felde und in den Gärten verrichten. Die Geſammtzahl aller Kloſterbewohner beträgt gegen ſechstauſend. Kein Weib darf die heiligen Gränzen des Berges Athos je betreten. Selbſt der türkiſche Woiwode, der auf der Landenge ſeinen Sitz hat, um die Abgaben zu erheben, darf ſein Harem nicht mitbringen und ſieht während ſeiner langweiligen dreijährigen Amtsverwaltung kein weibliches Weſen. Nicht bloß Weiber allein, ſelbſt weibliche Hausthiere ſind ausgeſchloſſen; man findet keine Kuh, keine Katzinn, ja nicht einmal eine Henne. Milch, Butter und Eier, die Hauptnahrung der Kloſterbrüder, müßen daher vom veſten Lande gebracht und zehnmal ſo theuer bezahlt werden, als man ſie auf dem Platze ſelbſt erzeugen könnte. Die Mönche behaupten freilich in allem Ernſte, ein weibliches Thier könne nicht

drei Tage auf dem heiligen Boden leben, aber troz dem hören ſie die Turteltauben um ſich her girren, Vögel niſten ringsum in den Wipfeln, Schwalben brüten ihre Jungen unter dem heiligen Dache, und Ungeziefer vermehrt ſich in den ſchmuzigen Kellern und ſelbſt auf dem Leibe der Kloſterbrüder.

Wer nicht mit dem Anbau des Bodens beſchäftigt iſt, ſtrickt Strümpfe, bereitet Oehle und Eſſenzen, mahlt ſchlechte Heiligenbilder, oder ſchreibt Pſalter ab, die man in der Stadt Chariesa auf der Halbinſel verkauft, oder gegen Kaffee, Zucker, Taback und Herzſtärkungen vertauſchet. Dieſe allerdings ſehr unſchuldigen Beſchäftigungen können, wie Hunt bemerkt, die armen Mönche gegen die Beſchuldigung rechtfertigen, daß ſie ein träges, laſterhaftes Leben führen, was man ihnen gewöhnlich vorwirft. Eine andre Frage iſt es, ob die ganze Anſtalt dieſer Kloſtergemeinden durchaus ſo nüzlich ſei, als er es behauptet. „Selbſt in ihrem jezigen unterdrückten und herabgewürdigten Zuſtande, ſagt er, iſt ſie vortheilhaft. Sie trägt dazu bei, die griechiſche Sprache gegen fortſchreitendes Verderbniß und gegen völlige Ausrottung durch die Eroberer zu ſichern, ſie hemmt oder verhütet vielmehr gänzlich den Abfall der Chriſten in der europäiſchen, ja ſelbſt in der aſiatiſchen Türkei. Faſt alle griechiſchen Schullehrer (διδασκαλοι)

und die vornehmen Geiſtlichen kommen aus dieſer Pflanzſchule. Verbirgt ſich auch zuweilen ein Verbrecher, welcher der Gerechtigkeit entflohen iſt, in dieſen Mauern, ſo wird er doch in den meiſten Fällen ſein Leben in einer Wohnung beſſern, die ſo gut dazu geeignet iſt, die Seele zu ernſtem Nachdenken zu bringen. Den Eid, den Jeder ablegen muß, der ein Mönch auf dem Berge Athos wird, iſt ſehr feierlich und einfach; er muß der Welt gänzlich entſagen, und es wird ihm eingeſchärft, ſich als völlig todt für alle weltlichen Angelegenheiten zu betrachten. Einige beobachten dieſes Gelübde ſo gewißenhaft, daß ſie fortan nie mehr ihren Geſchlechtsnahmen führen, nie mit ihren Verwandten und ehemaligen Freunden Verkehr haben, und ſich weigern, Fremden zu ſagen, aus welchem Lande, oder aus welcher Lebenslage ſie ſich zurückgezogen haben."

Die Anzahl dieſer gewiſſenhaften, alle Mittheilung ſcheuenden Kloſterbrüder ſcheint jedoch nicht ſehr zahlreich zu ſein, und es gibt wohl noch mehre Ausnahmen, als die merkwürdige, die uns Sibthorp erzählt. „In einer der Einſiedeleien, die zum Paulskloſter gehören, ſagt er, fanden wir einen Caloyer, der ſeit vier und zwanzig Jahren auf dem Berge Athos wohnte, und uns mit wahrem Entzücken in engliſcher Sprache anredete. Er ſtammte aus

Epirus; hatte ſieben Jahre als Matroſe auf unſern Schiffen gedient, bis er endlich, der Beſchwerden und Gefahren des Seelebens müde, eine Zuflucht in dieſer reizenden Einſamkeit ſuchte. Er brachte ſeine Zeit keineswegs in mönchiſcher Trägheit hin. Wir fanden ihn ſehr beſchäftigt, eine grobe Art von Wollenzeug zu weben, die auf dem Berge Athos vorzüglich gut gemacht wird. Seine Einſiedelei war ungemein niedlich, und beſtand aus einem Vorſaal und zwei Gemächern. Vor ſeiner Thüre ſtand eine Laube, von einer Rebe beſchattet, die reiche Purpurtrauben trug. Ein Garten auf dem Felſenabhange lieferte Küchenkräuter und köſtliches Obſt, und mit vergnügtem Blicke ſagte der Einſiedler: „Alles dieß iſt mein!"

Es iſt bereits erwähnt worden, daß die Griechen mit ihrem neuen Glauben viele Gebräuche und abergläubige Feierlichkeiten ihrer Vorfahren verbunden haben. Jede Quelle in einem anmuthigen und einſamen Haine, oder einer Höhle wird als Heiligung (ἅγιασμα) verehrt. „Zu dieſen Quellen, ſagt Douglas, ziehen die Griechen ſchaarenweiſe zu gewiſſen Zeiten, um den Heiligen anzurufen, deſſen Schutz ſie zu genießen glauben, und um durch Geſänge und Tänze die frohen Gefühle auszudrücken, welche ſolche Veranlaſſungen immer in den feurigen

Gemüthern der Griechen erweckt haben.“ Die Kranken werden dahin gebracht, und wenn ſie geheilt von dannen gehen, wird eine Haarlocke, oder ein Streif Leinwand, zurück gelaſſen, als Weihopfer, um die Macht des Heiligen und die Frömmigkeit des Weihenden zu bezeugen. Nie verläßt ein Athener den Piräus, *) ohne dem heiligen Spiridion eine Kerze darzubringen, auf derſelben Stelle, wo einſt Diana Munychia ihre Opfer empfing. Keine Reiſe wird angetreten, kein Geſchäft begonnen, ohne dem Lieblingsheiligen ein Opfer zu weihen, und ſelbſt der Papas opfert eine von ſeinen Haarlocken auf dem Altare. Am erſten Mai iſt jede Thüre mit Blumenkränzen geziert, und nichts als Muſik, Tanz und Fröhlichkeit ſieht und hört man dann überall in Griechenland. Dieſelbe Liebe zu Blumen, dieſelbe myſtiſche und bildliche Bedeutung gewißer Pflanzen, jetzt, wie in frühern Zeiten. „Man machte mich mit einer Geheimſchrift bekannt, ſagt Douglas, deren Zeichen aus Blumen beſtanden. Man hat Entführungen bloß mit Hilfe dieſer Erfindung entworfen und ausgeführt, und es iſt einer der liebſten Zeitvertreibe der griechiſchen Mädchen, dieſe Sinnbilder ihres Wohlwollens, oder ihrer Abneigung auf

*) Der Hafen.

die Wanderer zu werfen, die unter ihren vergitterten Fenſtern hingehen.“

Selten findet man einen alten Hageſtolzen in Griechenland, und dennoch iſt kein Land ſo mit Mönchen überſchwemmt, welchen das eheloſe Leben zur Pflicht gemacht wird. Unter den Landleuten werden die Ehen nach eigener Wahl und Neigung geſchloſſen, in den Städten hingegen und bei den höhern Ständen wird die Sache gewöhnlich von den Verwandten oder Freunden in Ordnung gebracht, ohne daß die Parteien einander vorher kennen lernen, oder von einer bejahrten Frau, die als Unterhänd= lerinn, wie die Proxenetria im Alterthum, die Wer= bung übernimmt und den Handel abſchließt. Iſt dieß geſchehen, ſo ſteht es den jungen Leuten frei, ſich zu ſehen und Umgang mit einander zu haben. Nicht immer aber wird ſolche Freiheit gewährt, und es gibt Fälle, wo es dem Bräutigam nicht eher, als am Hoch= zeittage, geſtattet iſt, ſeine Braut anzuſehen.

Eine der Hauptbeſchäftigungen einer Braut iſt die Bereitung ihres hochzeitlichen Gewandes. Wenn ſie damit fertig iſt, wird ſie am Vorabend der Hoch= zeit von ihren jungen Freundinnen in glänzendem Aufzuge ins Bad geführt. Früh am folgenden Morgen begibt ſich der Bräutigam zu dem Hauſe ihrer Aeltern, begleitet von vielen jungen Männern,

welche ſingend und tanzend die Vollkommenheiten und Tugenden des jungen Paares laut verkündigen. Endlich erſcheint auch die Braut, mit Armbändern und Halsgeſchmeide beladen, von ihrem Vater und ihrer Brautjungfer (παράνυμφη) geführt. Langſam, mit abgemeſſenen Schritten und geſenkten Blicken geht ſie einher, und aus den Fenſtern ihrer Freunde regnet es Nüße, Kuchen und Blumenſträußer, mit Gebeten und Wünſchen für ihr Glück. Die Mutter und die bejahrten Freunde ſchließen den Zug.

Die Trauung wird mit viel abgeſchmackter Mummerei und wenig Feierlichkeit vollzogen. Der Braut und dem Bräutigam werden abwechſelnd von einem der Prieſter Blumenkränze aufgeſetzt, worein, wenn man ſie haben kann, Lilien und Kornähren, als Sinnbilder der Reinheit und des Ueberfluſſes, geflochten werden; zwei goldne oder ſilberne Ringe werden mehrmal zwiſchen den Brautleuten gewechſelt, und die Feierlichkeit beſchließt ſich damit, daß Beide aus demſelben Becher Wein trinken. Die Braut wird alsdann in demſelben fröhlichen Zuge in ihres Gatten Wohnung geführt, und betritt ſie die Schwelle, welche noch, wie vor Alters, heilig iſt, ſo wird ſie von ihren Angehörigen ſorgfältig hinüber gehoben.

Hat der Mann den mindeſten Zweifel gegen die unverſehrte Ehre ſeiner Braut, ſo läßt er ſie auf ein, mit einer Haut bedecktes Sieb treten, und ſollte es nicht dem Drucke weichen, ſo würde keinerlei Erläuterung ihn bewegen können, eine Frau zu nehmen, deren Ruf eine ſo unfehlbare Probe nicht zu beſtehen vermochte.

Auf dem Lande geht die Braut, von ihren Brautjungfern und ihres Mannes Verwandten begleitet, von Haus zu Haus und erhält von jedem männlichen Bewohner einige Para oder Piaſter. Hunt beſchreibt eine Braut, die von ihm das gewöhnliche Geſchenk erbat, mit folgenden Worten: „Kleine Geldſtücke waren in ihre Haarflechten gereihet, die über Rücken und Schulter herab faſt bis auf die Erde reichten, die Haube aber war mit größern Geldſtücken bedeckt, worunter viele alte Münzen waren, wofür wir vergebens hohe Preiſe boten. Man ſagte uns, die Haube der Braut werde als ein Familienſchatz betrachtet, und komme als Erbſtück, von Zeit zu Zeit vermehrt, auf die Nachkommen, dürfe aber nie eine ihrer alten Zierden verlieren.“ In den entlegenen Gegenden Griechenlands iſt es gebräuchlich, jene Geſchenke vor der Hochzeit zu ſammeln. In einem Dorfe, Nahmens Mazi, nicht weit von

Livadia, hörte Hobhouse *) von einigen Landmädchen, mit welchen er ein Geſpräch anknüpfte, daß die Männer in jener Gegend ſelten wären, und daher kein Mädchen heirathen könnte, wenn ſie nicht gegen tauſend Piaſter ihrem Bräutigam mitbrächte. „Wir ſahen mehre Mädchen unter ihnen, ſetzt er hinzu, die ihre Mitgift an ihren Haaren ſammelten, und die Flechten einer recht hübſchen Dirne, die faſt bis zu den Füßen hinabreichten, waren von oben bis unten mit Para durchzogen Die armen Mädchen waren in der dürftigſten Lage, und brachten oft, wie ſie uns mit Thränen in den Augen verſicherten, ganze Tage ohne Nahrung zu, aber dennoch hätten weder die Mütter, noch die Töchter eine von den Ziermünzen wegnehmen mögen, die einmal zur Mitgift beſtimmt waren.“

Die meiſten alten Leichengebräuche, welche Verehrung gegen die Todten ausdrücken, ſind noch herrſchend unter den heutigen Griechen. Der Todte wird in ſeinen beßten Anzug gekleidet, mit Blumen bekränzt und in einem feſtlichen Zuge, den gedungene Traurer, laut klagend, eröffnen, zu Grabe getragen. Die Verwandten des Verſtorbenen bepflanzen oder

*) A Journey through Albania, and other provinces of Turkey, in Europe and Asia, to Constantinople, during the years 1809 & 10. London 1813. 4.

beſtreuen zu gewiſſen Zeiten das Grab mit Blumen. Oft ſieht man zu beſtimmten Jahreszeiten Weiber auf den Gräbern ſitzen, den Blumenſchmuck zu erneuern, oder die Pflanzen zu begießen. „Nicht Blumen allein aber, ſagt Douglas, ſind die Opfer, welche die Griechinnen mit frommer Hand den Gräbern weihen. Kuchen von Honig, Mehl und Oehl, oder die Colyva, ein Pudding von gekochtem Weizen, Honig und Mandeln, vertreten noch immer, bedeutunglos, die Stelle des Mehles mit Honig (mellitum far,) des Sühnemahles für den Cerberus, oder des Kuchens πελανος, deſſen ſich die Alten bei derſelben Gelegenheit bedienten.“

Die Griechen ſtellen die Peſt unter einem Bilde dar, wie ihre Vorfahren es auch thaten. Es iſt eine alte, ſchwarzgekleidete Frau, die während der Nacht auf jedes Haus, wo ſie vorübergeht, ein tödliches Gift haucht. Aber ſie beſitzen Amulete, Zauber und Tränke gegen jedes ihnen drohende Unglück, und wenn auch das Mittel fehl ſchlägt, ſo zweifeln ſie doch nicht an den Tugenden des Gegengiftes, ſondern nur an der gehörigen Vorſicht desjenigen, der Gebrauch davon gemacht hat. Thorheiten der Art, im Glauben und im Handeln, herrſchen noch immer, wie in alten Zeiten. Wird das Auge von einer unwillkührlichen Zuckung bewegt, ſo erwartet der Grieche

die Annäherung eines Bekannten; klingt ihm das Ohr, ſo ſchlägt er nahe davor drei Schnippchen, und hält es für eine gute Vorbedeutung. Ein Freund wird kommen, wenn eine Krähe ſich auf das Dach ſetzt. Jedem, der in einer Geſellſchaft nieſet, wenden ſich alsbald alle Geſichter zu, und Alle rufen: ὑγεια — Geſundheit! „Ihre Träume, ſagt Haygarth, erklären ſie durch das Gegentheil; ſehen ſie einen Türken, ſo erwarten ſie einen Engel, und wenn ein Prieſter im Traum erſchien, einen Teufel.“ Fällt der Schatten eines Menſchen unter gewißen Umſtänden auf eines Andern Schatten, ſo iſt es ein ſehr böſes Zeichen. Wie die Peſt aber fürchtet man den Einfluß des böſen Auges. Korallen, Ambra und andre Amulete werden gegen die Bezauberung des κακο ματι gebraucht, und bibliſche Sprüche, die man in einem Säckchen um des Kindes Hals hängt, ſind ein unfehlbares Schutzmittel gegen den Zauber. Sollte ein Fremder einem Kinde beſondre Theilnahme beweiſen, oder deſſen Schönheit rühmen, ſo würden die Aeltern ſich nicht eher beruhigen, bis er ihm ins Geſicht geſpieen hätte, um dem Zauber entgegen zu wirken.

Die jungen Leute beiderlei Geſchlechts, auf den Inſeln, wie in den Städten des Veſtlandes, verſammeln ſich in den Sommermonaten an jedem

Abende, in der Nähe einer Lieblingsquelle, oder eines Hains, wo ſie, mit Kränzen und Blumen geſchmückt, und im fliegenden Haare, mit der beliebten Romaika, oder dem Kreistanze, ſich unterhalten. Dieſer raſche, an abwechſelnden, anmuthigen Bewegungen reiche Tanz iſt gut geeignet, die Schönheit der Geſtalt in reizenden Stellungen zu zeigen. Die Ariadne des Tanzes wird entweder durch die Reihefolge oder einen Vorzug beſtimmt, den man der Jugend und Schönheit zugeſteht. Sie hält in der linken Hand ein weiſses Tuch, den Knäul für den Theſeus, der, ihr zunächſt folgend, mit der Rechten den andern Zipfel des Tuches faſst und die Linke einer zweiten Tänzerinn reicht. So folgen abwechſelnd Tänzer und Tänzerinnen bis zu unbeſtimmter Zahl. „Die Haupthandlung des Tanzes, ſagt Holland, *) hängt von den beiden Führern des Reigens ab; die Andern folgen bloſs den Bewegungen derſelben, gewöhnlich in einer Art von Kreislinie, abwechſelnd einen Schritt vorwärts und rückwärts, nach dem Takte der Muſik. Die Reigenführerinn, die ihre Bewegungen nach eigener Wahl macht, führt ihren Geliebten gleichſam auf einem gewundenen, labyrinthiſchen Pfade. Beide wechſeln ſtets in ihren Be-

*) A. a. O. Seite 242. ff.

wegungen, bald nach dem Winke der Muſik, die jetzt langſam und gemeſſen iſt, jetzt lebhaft und wild rauſcht, bald aber nach der augenblicklichen Anregung und den Eingebungen ihres eigenen Geſchmackes. Bei dieſen raſchen und häufigen Abwechſelungen in der Stellung, und bei der Gelegenheit, durch Ausdruck und Neuheit die Bewegungen anmuthig zu machen, wird die Romaika ein ſehr gefälliger Tanz, und iſt vielleicht der beßte von allen Volkstänzen, da die Regel deſſelben geſchickten, wie ungeſchickten Tänzern Spielraum geſtattet. In einem Tanzſaale zu Athen ſah ich ihn mit großer Wirkung tanzen. Mit noch größerem Vergnügen aber ſah ich ihn in einigen arkadiſchen Dörfern, wo ſich im Frühlinge, als das ganze Land mit üppigen Reizen geſchmückt war, Gruppen von Jünglingen und Mädchen in der Nähe ihrer Wohnungen verſammelten und ſich in den Windungen dieſes Tanzes bewegten. Man kann die Romaika nicht ſehen, ohne an die Darſtellungen auf alten Marmordenkmahlen und Vaſen und an die Beſchreibungen zu denken, die alte Dichter von ähnlichen Tänzen geben.“ Douglas *) ſah dieſen Tanz zuerſt auf der Inſel Scio oder Chios. „Ich landete, ſagt er, an einem ſchönen

*) Siehe das angeführte Werk S. 121.

Sonntagabend, nachdem ich drei Monate unter der türkiſchen Gewaltherrſchaft zugebracht hatte. Die meiſten ärmern Bewohner ſchlenderten am Geſtade, während die Reichern auf ihren Landgütern waren. Als ich drei Meilen weiter längs der Küſte ritt, um die fälſchlich ſogenannte Schule des Homer zu beſuchen, ſah ich ungefähr dreißig Gruppen die Romaika auf dem ſandigen Ufer tanzen. In einigen Gruppen verfolgte die Führerinn des Reigens die weichende Woge. Die Nachfolgenden beflügelten vergebens ihre Schritte, und meiſt immer wurden Einige von der rückfluthenden See überraſcht; aber Alle ließen ſich lieber auslachen, als daß ſie die unauflösliche Kette hätten brechen wollen. Bei jeder Tanzgeſellſchaft ſaß eine Gruppe von Verwandten und ältern Freunden, die bei dem Anblicke des Jugendglückes umher, den letzten Funken ihrer erlöſchenden Fröhlichkeit und Lebenskraft anfachten."

In Albanien iſt der gewöhnliche Tanz, ſelbſt unter den Griechen, der Albanitiko, der ſehr verſchieden von der Romaika iſt, und eine Menge ſeltſamer Bewegungen hat. Reiſende haben in dieſem rohen Tanze eine Aehnlichkeit mit dem pyrrhiſchen Tanze der Alten finden wollen. Er wird ausſchließend von Männern getanzt, welche Kraft und Gewandtheit, aber ohne Anmuth, zeigen. „Der

albaniſche Tanz, den wir ſahen, ſagt Holland, *) übertraf an roher Seltſamkeit alles, was man von einem Wilden in Nord = Amerika hätte erwarten können. Ein einziger Mann führte ihn aus. Pfeife und Tambourin begleiteten ſeine Bewegungen. Er warf ſein Haar in wilder Unordnung zurück, ſchloß die Augen und machte zehn Minuten lang, unabläßig, die wildeſten und unnatürlichſten Stellungen. Zuweilen bog er ſeinen Leib heftig auf die eine Seite, und warf ſich dann für ein Paar Augenblicke auf die Kniee, zuweilen drehte er ſich ſchnell im Kreiſe, und warf dann wieder ſeine Arme mit Heftigkeit gegen den Kopf. Schienen ſeine Anſtrengungen auf einen Augenblick zu ermatten, ſo ermahnten ihn die lautern Töne der Pfeife wieder zu neuen Kraftäuſſerungen, und er hörte nicht eher auf, bis er ſichtbar erſchöpft war."

An jenen Ergetzungen aber nehmen die Weiber in den Städten nur wenig Antheil, ausgenommen etwa in Athen, wo man den geſellſchaftlichen Zuſtand anders, als in den übrigen Theilen von Griechenland findet, weil das Volk lebhafter und freier von Zwang iſt, was theils in der Schwäche der türkiſchen Verwaltung, theils in den häufigen Beſuchen

*) A. a. O. Seite 114.

von Fremden ſeinen Grund hat. Selbſt hier aber müſſen die Griechen, wenn ſie Luſt haben, ein Tanzfeſt zu halten, den Woiwoden erſt um Erlaubniß bitten. Die Engländer haben, wie man verſichert, in neuern Zeiten viel beigetragen, die Athenerinnen geſellig zu machen, und Niemand mehr, als der rühmlich bekannte Lord Guilford, der die Zuneigung der Athener ſo ſehr zu gewinnen wußte, daß er ſie bewog, einige ihrer eingewurzeltſten Gewohnheiten aufzugeben, um ihm gefällig zu ſein.

Das Bad war zu allen Zeiten der Lieblingsgenuß beider Geſchlechter, ſowohl zur Erhaltung der Geſundheit, als zum Vergnügen. Der zu häufige und zu lange Gebrauch dieſer Erquickung aber wird für die Haupturſache des frühern Verfalls der Schönheit und Anmuth der Geſtalt gehalten, wodurch die Weiber — wie der oft erwähnte Holland, ein Arzt, ſagt — nachdem ſie wenige Jahre lang das Spielzeug des Mannes geweſen ſind, Gegenſtände ſeiner Verachtung werden. Man bringt ganze Tage im Bade zu, und wo der Geſchwätzigkeit, welche die griechiſchen Schönen noch immer auszeichnet, nicht Zwang aufgelegt wird, gibt es, wie man uns erzählt, Auftritte, wobei man ſich an die Eccleſiazuzä und die Lyſiſtrata erinnert. Ob die Schilderung, die Ariſtophanes entwirft, treu ſei, möge auf ſich beruhen,

aber ſchwerlich kann ein flüchtiger Reiſender ſo genau wiſſen, was in den Frauenbädern in Athen vorgeht. Höchſtens vom Hörenſagen. Der bloße Verſuch, in jenes Heiligthum einzudringen, könnte einen Mann in Lebensgefahr ſetzen. Dodwell erzählt *) uns ein merkwürdiges Beiſpiel davon. Der Disdar, oder türkiſche Befehlshaber der Burg (Akropolis) zu Athen, hatte einſt den Einfall, ſich in dem Frauenbade zu verbergen, und, wie ein neuer Aktäon, ſein unheiliges Auge an den Reizen der jungen Weiber zu weiden, die ſich arglos vor ihm enthüllten. Der unbeſonnene Beobachter wurde jedoch bald entdeckt. Ein Schrei des Entſetzens wiederhallte in dem Gewölbe des Badezimmers. Der unverſöhnliche Schimpf ward alsbald den wüthenden Ehemännern bekannt, und der zitternde Disdar mußte in der Burg Zuflucht ſuchen. Aber auch hier war er nicht ſicher; er mußte nach Aegina, endlich nach Hydra fliehen, und erſt ſpäter, als er ſich viele Monate lang in einem katholiſchen Kloſter in Athen verborgen hatte, gelang es ihm, Frieden zu ſchließen, worauf er ſeine Befehlshaberſtelle wieder übernahm.

Es gibt jedoch, außer dem unmäßigen Gebrauche der Bäder, noch andre Urſachen des ſchnellen Ver-

*) In dem oben angeführten Werke.

falles der weiblichen Reize in Griechenland. Selten ſind die Mädchen über funfzehn Jahre alt, wenn ſie heirathen, ja oft noch weit jünger; ſie führen ein ſitzendes, eingezogenes Leben, und das Klima ſelbſt bewirkt Abſpannung. „Es verkürzt, ſagt Holland, die Blüte der Jugend und die Schönheit des reifern Alters; es vermindert die Zeit der geiſtigen Ausbildung, und macht dadurch den letzten Lebensabſchnitt läſtiger an ſich und minder angenehm, minder würdig für Andre.“ Dieſer Beobachter gibt uns folgende Schilderung von den Griechinnen. „Im Umgange ſind ſie zwar ungemein lebhaft, aber es fehlt ihrer Unterhaltung an dem Reize der Mannigfaltigkeit. Sie leſen nur wenig und ſind Sklavinnen vieler abergläubigen Gefühle und Gebräuche. Das Benehmen der Griechinnen hat eine gewiſſe Trägheit, welche zwar durch Stellung, Anzug und Beziehung auf morgenländiſche Sitten für den Fremden anziehend werden kann, die aber doch bald durch ermüdende Einförmigkeit ihren Reiz verlieren müßte. Alle ihre Bewegungen ſind langſam und matt; alle Beſchäftigungen, welche ſie vornehmen, werden mit einer gewiſſen Verdroſſenheit vollzogen, die jeden Augenblick wieder in Unthätigkeit überzugehen ſcheint. Man kann indeß nicht läugnen, daß in ihrem Betragen eine weibliche Sanftheit herrſcht,

die Bewunderung erweckt, und es iſt etwas in ihrem Aeuſſern und in ihrer Tracht, das die Fantaſie aufregt, weil es an die Sitte und Pracht des Morgenlandes erinnert. Ihr Benehmen im Umgange iſt gewöhnlich anmuthig und einnehmend, und ich habe, ſowohl in meinem ärztlichen Verkehr, als in andern Verhältniſſen, Griechinnen aus der vornehmen Klaſſe in Joannina gefunden, die ſich ſo gut betrugen, daß ſie in den meiſten europäiſchen Geſellſchaften an ihrem Platze geweſen ſein würden."

Die Weiber auf dem Lande müſſen Feldarbeit verrichten, oft mit einem Kinde auf dem Rücken. „Wenn ſie von einem Orte zum andern gehen, ſagt Hunt, *) tragen ſie nicht nur ihre Kinder auf dieſe Weiſe, ſondern haben oft auch noch einen hohen Krug auf dem Kopfe, Rocken und Spindel in den Händen, und arbeiten fleißig im Gehen." Ihr Aeuſſeres hat jedoch einen Reiz und eine Schönheit, die man auſſerhalb Griechenland nicht leicht findet. In Böotien zumahl ſollen die Züge der jungen Mädchen ſich mehr als irgendwo dem ſchönen Ideal der alten Kunſt nähern. Der Reiſende, der die Quelle Hercyna, unweit der Höhle des Throphonius in Livadia, oder die Quelle der Dirce bei

*) In Walpole's Sammlung.

Thebe beſucht, wird dieß ſelbſt bei den gemeinen Wäſcherinnen beſtätigt finden, die ſich hier verſammeln. Ihr Profil iſt den Zügen der alten Statuen, oder der Geſtalten auf den Vaſengemählden ähnlich. Das Geſicht iſt eirund, die Naſe macht gewöhnlich eine gerade Linie mit der Stirne, und die Augen ſind groß, ſchwarz und glänzend.

Trunkenheit iſt ein, faſt ganz unbekanntes Laſter unter den heutigen Griechen, und in dieſer Hinſicht ſind ſie ganz verſchieden von ihren Altvordern. Auch im Eſſen ſind ſie weit einfacher. Fiſche, Geflügel und Reiß, auf verſchiedene Art bereitet, geben die Hauptgerichte in den Küchen der Reichen, und geſalzne Oliven, grobes Brod, Honig und Zwiebeln, ſind jetzt, wie es immer der Fall geweſen zu ſein ſcheint, die Nahrung der geringern Klaſſen. Die Bauern in dem fruchtbaren Thale von Theſſalien und vom Tempethale längs der Oſtküſte bis nach Attika, ſind wohl eben ſo wohlhabend, als die Landleute in andern Gegenden von Griechenland, und doch begnügen ſich ſelbſt die Reichſten unter ihnen mit einer Wohnung, die wir eine elende Hütte nennen würden, worin man nichts findet, als einige Kochgeſchirre, und ein großes, ungefähr fünf Fuß hohes Gefäß von Weidengeflecht, das mit Lehm überzogen und mit Getreide gefüllt iſt. Der

Anzug der Bäuerinnen in jener Gegend beſteht in einem groben wollenen Rocke, einem kurzen Oberkleide und einem Gürtel um den Leib, der vorn mit zwei ungeheuren metallenen Spangen geſchloſſen iſt; um den Kopf geht eine Binde, und das Haar iſt hinten in zwei Flechten gebunden, die bis zu den Knöcheln hinab reichen.

Die Wohnungen und das häusliche Leben der höhern Klaſſen hat uns D. Holland genau und umſtändlich beſchrieben. Er wohnte mehre Wochen in dem Hauſe eines wackern Griechen in Joannina, deſſen lebhafte und ſchöne Frau eben ſo edel war. Die Familie beſtand aus zwei Söhnen, zwei Töchtern und einer ältlichen Frau, einer nahen Verwandten des Mannes. „Die Wohnung unſeres Wirthes — ſagt der Reiſende *) — war wie gewöhnlich hier zu Lande eingerichtet. Auſſen von der Straße ſieht man nichts, als eine hohe Mauer und etwas von den Zinnen des innern Gebäudes. Große Doppelthore führen in einen äuſſern Hof, aus welchem andere Thore in ein inneres Viereck gehen, das auf drei Seiten von den Gebäuden der Wohnung umſchloſſen iſt. Das untre Stockwerk iſt ſteinern, der obere Theil des Gebäudes faſt ganz von Holz. Eine

---

*) S. 227 — 232.

breite Galerie läuft längs zweien Seiten des Hofes, iſt vorn offen und von dem Dache des Hauſes beſchirmt. Zu dieſer Galerie ſteigt man auf einer Treppe, die auch zu den verſchiedenen Wohnſtuben führt, deren Thüren auf die Galerie gehen. Es iſt in Griechenland, ausgenommen bei den untern Klaſſen, ungewöhnlich, im Erdgeſchoſſe zu wohnen. Die Wohnſtuben der Familie ſind im erſten Stockwerke. Das Haus unſers Wirthes hatte vier bis fünf Wohnſtuben, die mit Ruhebetten, Fußteppichen und Spiegeln verſehen waren, welche, nebſt den Verzierungen der Decke und der Wände, faſt das einzige Zubehör eines griechiſchen Zimmers ausmachen. Das beßte Zimmer war groß, hoch und ſehr reich verziert. Bei ſeiner beträchtlichen Höhe hatte es eine doppelte Reihe von Fenſtern auf drei Seiten; alle dieſe Fenſter aber waren nur klein, und ſo angebracht, daß ſie bloß Licht gaben, aber keine Ausſicht gewährten. Die Decke war reich gemahlt und vergoldet auf geſchnitztem Holzwerke; die Wände, in Felder getheilt, waren auf ähnliche Art verziert und hatten mehre Pfeilerſpiegel. Ein Ruhebett, oder Divan, lief längs drei Seiten des Zimmers und machte Stühle und Tiſche überflüſſig, die man ſelten in einem griechiſchen Hauſe findet. Das Speiſezimmer war ebenfalls geräumig, aber weniger verziert, und

eben ſo die übrigen Wohnzimmer. Die Küche und Dienſtbotenſtuben waren durch einen Gang mit der groſsen Galerie verbunden; auf dieſer Galerie ſelbſt aber hatten alle Genoſſen des Hauſes freien Zutritt, und gewöhnlich fand man hier einige Dienſtboten, die an den Spielen der Kinder Theil nahmen, und gegen ihre Herrſchaft eine Vertraulichkeit ſich erlaubten, die im ſüdlichen Europa ziemlich gewöhnlich, aber ſehr ſelten in England iſt. Schlafkammern muſs man in griechiſchen, oder türkiſchen Wohnungen nicht ſuchen. Das Sofa in den Wohnzimmern iſt die nächtliche Ruheſtätte der Vornehmen; die niedern Volksklaſſen ſchlafen auf dem Fuſsboden. Auf das Sofa legt man eine baumwollene oder wollene Matratze, baumwollene Tücher, zuweilen mit geſticktem Muſſelinbeſatz, und verzierte Polſter. Männer ſowohl, als Frauen, ziehen beim Schlafengehen nur einen kleinen Theil ihrer Kleidung aus, und gemeine Leute legen ſelten irgend etwas von ihrem Anzuge ab, ehe ſie ſich zwiſchen die groben wollenen Decken werfen, die ihr Nachtlager ausmachen. — Die Verbindung der Wohnzimmer mit einer offnen Galerie macht das Innere der griechiſchen Häuſer ſehr kalt im Winter. Die vornehmen Griechen haben ſelten ein anderes künſtliches Mittel zur Erwärmung, als eine Kohlenpfanne, die in der Mitte ſteht. Sie

ſchützen ſich durch ihre Pelze und ihre dicke Kleidung gegen die Kälte. Zuweilen wird die Kohlenpfanne unter einen Tiſch geſtellt, der mit einem dicken wollenen Tuche bedeckt iſt, das bis auf den Boden hinab reicht. *) So wird die Hitze zuſammengehalten, und die Beine derjenigen, die um den Tiſch ſitzen, empfangen eine angenehme Wärme, die ſich dem übrigen Körper mittheilt. — Man ſtand in dem Hauſe meines Wirthes gewöhnlich vor acht Uhr auf. Zum Frühſtücke nahm man höchſtens zwei Taſſen Kaffee, wozu man Zuckerwerk reichte, ſonſt aber nichts genoß. Für unſere kräftigere Eßluſt trug man noch Brod, Honig und Milchreiß auf. Unſer Wirth, der von ſeinen Kindern und Dienſtboten immer mit dem Ehrentitel Effendi angeredet ward, brachte den Morgen meiſt mit Rauchen zu, ging auf der Galerie auf und nieder, oder plauderte mit den Freunden, die ihn beſuchten. Da er nicht Handel trieb, und über-

*) Ein ſolcher Tiſch heißt Tandur. Bei den Griechen in Konſtantinopel iſt dieß Geräth prächtiger, und hat gewöhnlich eine koſtbare Decke. Es ſteht im Winkel des Sofa's. Sieh: Anastasius, or Memoirs of a Greek, written at the close of the eighteenth century (von Th. Hope) 3 Bde. London 1820. Ueberſetzt von W. A. Lindau. (Dresden 1821.) Bd. 1. S. 86. Eine Schrift, die über die Denkart und Sitten der heutigen Griechen die anziehendſten und belehrendſten Mittheilungen macht. L.

dieß von Natur ſchüchtern war, ſo ging er ſelten aus, und ich erinnere mich nicht, ihn mehr als ſechsmal auſſerhalb des Hofes ſeiner Wohnung geſehen zu haben. Seine Frau war indeſſen mit der Leitung des Hausweſens, oder mit Sticken, oder Seidenweben beſchäftigt. Die Knaben lernten in den Morgenſtunden unter der Aufſicht eines jungen Mannes das Romaik leſen und ſchreiben. — Die Zeit des Mittageſſens war gewöhnlich zwiſchen zwölf und ein Uhr, ward aber aus Gefälligkeit gegen uns bis zwei Uhr ausgeſetzt. War man im Speiſezimmer verſammelt, ſo reichte eine Magd, nach morgenländiſcher Sitte, der ganzen Tiſchgeſellſchaft nach einander ein Becken mit Seife, und goß aus einer kupfernen Kanne lauwarmes Waſſer auf die Hände. Darauf ſetzte man ſich an den Tiſch, der bloß aus einer kreisförmigen zinnernen Mulde beſtand, die noch immer Trapeza heißt, und auf einen Stuhl geſtellt wird, aber ohne Tuch und ſonſtiges Zubehör. Das Mittageſſen beſtand gewöhnlich aus zehn bis zwölf Schüſſeln, die nach einander von einem albaniſchen Diener, der ſeine Landestracht trug, auf den Tiſch geſetzt wurden. In den Gerichten war nicht viel Mannigfaltigkeit, und die Aufzählung der Speiſen eines Mittagmahles mag als Probe der Lebensweiſe in einem vornehmen griechiſchen Hauſe hier Platz finden.

Gekochter Reiß mit Citronenſaft — Schöpſenfleiſch zerkocht — Schöpſenfleiſch mit Spinat oder Zwiebeln und nahrhaften Brühen — ein türkiſches Gericht von gehacktem Fleiſche mit Kräutern, in Klöſen — ein andres türkiſches Gericht, das wie ein platter Kuchen ausſieht, von auſſen einen nahrhaften fetten Guß hat und aus Eiern, Kräutern und etwas Fleiſch beſteht — gebackenes Schöpſenfleiſch mit Roſinen und Mandeln — gekochter Reiß mit Oehl — Pfannkuchen — dünne Kuchen von Mehl, Eiern und Honig, oder zuweilen ſtatt dieſer, kleine Kuchen von Mehl, Kaffee und Eiern. Den Beſchluß machten Trauben, Roſinen und Kaſtanien. Wären nicht Fremde zugegen geweſen, ſo würden die Glieder der Familie gemeinſchaftlich aus den aufgetragenen Schüſſeln gegeſſen haben, und dieß geſchah auch oft bei beſondern Schüſſeln, die man ihnen vorſetzte. Bei Tiſche trank man leichten Landwein. — Als die Speiſemulde weggenommen war, wurde das Waſchbecken mit der Gießkanne wieder umher gereicht, ein Gebrauch, den man ſelbſt unter der geringen Volksklaſſe ſelten vernachläßigt. Nach Verlauf von einigen Minuten wurde uns ein Glas Liqueur und Kaffee gereicht, und jedem, der Luſt hatte, eine türkiſche Pfeife gebracht. Im Sommer hält man einen kurzen Mittagſchlaf. Hatte man

ein Paar Stunden auf dem Ruhebette zugebracht, ſo kam gewöhnlich Beſuch, und man begab ſich in den Saal. Die Beſucher waren Griechen aus der Stadt, theils Verwandte, theils Freunde des Hauſes, die ohne ausdrückliche Einladung kamen, um den Abend mit der Familie zuzubringen. Dieſe Art des geſellſchaftlichen Verkehrs iſt gewöhnlich in Joannina, und ſehr angenehm, bis auf den Umſtand, daß die Frauen wenig Antheil daran nehmen. Wenn ein Beſucher in's Zimmer tritt, grüßt er und wird gegrüßt durch das Auflegen der rechten Hand auf die linke Bruſt, eine eben ſo einfache, als edle Begrüßung. Hat er ſich auf den Divan niedergelaſſen, ſo reicht man ihm Zuckerwerk, Kaffee und eine Pfeife, und darin beſteht in der That die ganze Bewirthung."

Bei der gegenwärtigen Herabwürdigung Griechenlands, würde man ſich vergebens nach Fortſchritten in der Mahlerei und Bildhauerei umſehen, die nur unter einem reichen und gebildeten Volke gedeihen können. Es iſt indeß nicht wenig merkwürdig, daß man bei den Neuern ſo ganz alle Spuren dramatiſcher Darſtellungen vermißt, woran die Alten ſo viel Vergnügen fanden. Gar nichts iſt davon übrig geblieben, und eben ſo wenig haben die heutigen Griechen Neigung und Geſchicklichkeit zur Tonkunſt.

Was Guys *) von der Schönheit und dem Ausdrucke der griechiſchen und türkiſchen Muſik ſagt, iſt — aus der Luft gegriffen.

Wie niederſchlagend die Vergleichung zwiſchen den alten und den heutigen Griechen auch ſein mag, wer möchte ſich nicht gern überreden, daß die ſittliche Wiedergeburt der Nachkommen des ruhmvollen Volkes kein unwahrſcheinliches Ereigniß ſei! Eines wenigſtens iſt gewiß, ſie haben in neuern Zeiten angefangen, ihre Aufmerkſamkeit auf gelehrte Thätigkeit zu richten. „Nach einer Zwiſchenzeit von zwölf Jahrhunderten, ſagt Haygarth, iſt ihre Leier wieder beſaitet, und iſt auch die Hand, welche die Saiten rühren ſoll, noch ungeſchickt, und der Geiſt, der die Dichtung eingibt, noch ſchwach, ſo müſſen doch ſelbſt die roheſten Anſtrengungen der Abkömmlinge ſo erlauchter Ahnen immer anziehend ſein." Dieſe Anſtrengungen zu geiſtiger Veredlung ſind aber keineswegs roh, und ſind auch nicht erfolglos geweſen. Die Fortſchritte, welche man in den letzten dreißig Jahren in der alt-griechiſchen Sprache und in allgemeiner Gelehrſamkeit gemacht hat, ſind ſehr bedeu-

*) Voyage littéraire de la Grece, ou lettres sur les Grecs anciens et modernes — N. A. Paris 1783, 2 Bde. 4. Ein angenehm geſchriebenes, aber nicht durchaus zuverläſſiges Buch.

tend, und in derſelben Zeit hat ſich das Romaik, die Volkſprache, dem Helleniſchen genähert. Das Romaik ſteht zu dem Alt-Griechiſchen ungefähr in dem Verhältniſſe, wie das Alt-Italieniſche zu dem Lateiniſchen, ja vielleicht in einem noch nähern, weil das Helleniſche bis in ſehr ſpäte Zeiten gepflegt wurde; die Annäherung zu dem alt-griechiſchen Muſter kann daher nicht wohl die Nachtheile haben, welche man von den neuerlich verbeſſerten Ausgaben der Lehrbücher der heutigen Griechen beſorgt hat, und muß dagegen nothwendig beitragen, die Kenntniß der alten Schriftſteller unter ihnen neu zu beleben.

Die Griechen in Joannina ſind unter ihren Landsleuten wegen ihrer Gelehrſamkeit vor Andern berühmt. Sie haben ſich zeither meiſt auf Ueberſetzungen der beßten Werke aus neuen europäiſchen Sprachen beſchränkt, welche durch die freigebige Unterſtützung ihrer Kaufleute im Auslande beſorgt wurden. Joannina beſitzt zwei Akademieen; die eine, unter Athanaſius Pſalida, gilt für eine der beßten Lehranſtalten der neugriechiſchen Literatur, die andere, für jüngere Lehrlinge beſtimmt, wird von Valano geleitet, der ſeinem Vater, dem Verfaſſer einiger mathematiſchen Schriften, folgte. Der Arzt Sakallarius hat einige eigene Werke und Ueberſetzungen herausgegeben. Koletti, gleichfalls Arzt,

ſchrieb eine chemiſche Abhandlung in neugriechiſcher Sprache, hauptſächlich über die neueren Lehren von der Wärme; auch überſetzte er die Geometrie von Legendre und die Arithmetik von Biot.

In der berühmten Stadt Volo, am gleichnahmigen Meerbuſen, die gegen 700 ſteinerne Häuſer enthält, in der großen volkreichen Stadt Mackrinitza, in der Dörfer-Gruppe, Zagora genannt, und überhaupt in dem ganzen Gebiete von Theſſalien, vom Tempe-Thal bis zum Meerbuſen von Volo, genießen die Griechen gewiſſe Vorzüge in ihrer Lage und in ihren Handelsverhältniſſen, welche ihnen mehr Freiheit und weitern Spielraum für ihre Thätigkeit gewähren, als die meiſten von ihren Landsleuten beſitzen. Die Literatur des heutigen Griechenlands, ſagt Holland, kommt großentheils aus dieſer Gegend. Die Verfaſſer der neugriechiſchen Geographie waren aus Melies, und eben ſo Gazi, der Herausgeber der griechiſchen Zeitſchrift Hermes (Ἑρμῆς ὁ λογιος η φιλολογικαι αγγελιαι) die in Wien erſcheint. Philipidi, gleichfalls aus Melies, hat Ueberſetzungen von La Lande's Aſtronomie und Condillac's Logik herausgegeben, und Kavra aus Ampelachia die Arithmetik und Algebra von Euler, und Millot's Weltgeſchichte überſetzt.

Die helleniſche Sprache wird jezt innerhalb und auſſerhalb Griechenland von den Griechen eifrig getrieben. In Conſtantinopel *) gibt es zwei Schulen, eine für das Alt-Griechiſche, die andre für Logik, Phyſik und Mathematik. In Smyrna iſt eine Schule für die alt-griechiſche Sprache, in Scio gibt es deren zwei, eine auf Patmos, zwei in Joannina, **) eben ſo viele in Athen und mehre auf den joniſchen Inſeln. In Venedig, Wien und mehren Städten der öſterreichiſchen Monarchie gibt es Freiſchulen zum Unterrichte der Griechen in ihrer alten Sprache. Die Univerſitäten Padua, Piſa, Bologna werden häufig von ihnen beſucht. ***) Eine neue umfaſſende Lehranſtalt

*) Das griechiſche Patriarchat hat hier eine große Buchdruckerei angelegt, worin neuerlich, unter der Aufſicht des jüngſt ermordeten ehrwürdigen Patriarchen Gregorios, der Anfang eines großen Wörterbuches der alt- und neugriechiſchen Sprache, das aus 6 Foliobänden beſtehen ſoll, erſchien. L.

**) Eine dieſer Lehranſtalten, die mit einer trefflichen Bücherſammlung verſehen iſt, wurde von den, aus Joannina ſtammenden wackern Brüdern Zoſimas geſtiftet, die ſich ſeit 20 Jahren um die Bildung ihres Vaterlandes die ausgezeichnetſten Verdienſte erworben haben. Der ältere dieſer Brüder hat ſeit ſeiner Jugend in Moskwa gelebt, wo er eine große Naturalienſammlung beſitzt, die er einſt nach Griechenland ſchicken will. L.

***) Unter den teutſchen Univerſitäten vorzüglich Leipzig, Göttingen und Jena. L.

endlich beginnt auf den joniſchen Inſeln zu erblühen, zu deren Kanzler Lord Guilford ernannt iſt, der bei der Begründung der neuen Univerſität beſonders thätig war. *)

Bei der fortſchreitenden Veredelung, worin die Griechen unſtreitig begriffen ſind, und bei dem neu

*) Zur Vervollſtändigung der oben mitgetheilten Nachrichten über die Fortſchritte der Geiſtesbildung unter den Griechen hier noch Einiges. Die wichtigſte der bis jetzt beſtehenden Lehranſtalten iſt das große Kollegium auf Scio, wo zugleich eine öffentliche Bücherſammlung angelegt wurde und eine thätige Druckerei bereits mehre wichtige Werke geliefert hat. Auch in Buchareſt beſteht ſeit 1810 eine Lehranſtalt (λυκειον) welche durch die Bemühungen der philologiſchen Geſellſchaft gegründet wurde, die Ignatius, der Oberbiſchof der Moldau und Wallachei, aus der Inſel Lesbos, ſtiftete. Hier werden, auſſer der altgriechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen, teutſchen und ruſſiſchen Sprache, Mathematik, Naturwiſſenſchaften, Philoſophie, Geographie, Rhetorik, Poetik, Geſchichte und Archäologie gelehrt. — In Athen hat die im Jahr 1814 geſtiftete Geſellſchaft der Muſenfreunde ihren Sitz, die vorzüglich auf Jugendbildung ihr Augenmerk richtet. Sie zählte 1820 über 300 Mitglieder. Junge Griechen werden auf Koſten der Geſellſchaft nach Italien und Teutſchland geſchickt, um ſich zum Lehramte zu bilden. Sie hat in Athen eine Schule angelegt, wo die alte und neue griechiſche, die franzöſiſche und italieniſche Sprache, Geometrie und Geographie gelehrt werden. Es ſcheint jedoch, dieſe Geſellſchaft habe auch ſehr wirkſam politiſche Zwecke verfolgt. — Unter den Einzelnen, welche ihre Landsleute mit der literariſchen Bildung des übrigen Eu-

erwachten Streben nach gelehrter Bildung, mußte nothwendig kräftiger der Wunſch nach der Herſtellung ihrer Unabhängigkeit ſich regen, die ſie auch nie ganz aus den Augen verloren haben. Vieles aber muß noch gethan werden, ehe man ſie für eine ſolche Umwandlung reif halten kann.

„Die Keime vernünftiger Freiheit, ſagt der oben erwähnte Douglas, werden nie anderswo, als in einem Boden gedeihen, der zuvor durch gehörigen Anbau empfänglich gemacht worden iſt.“ Die Griechen haben zwar dieſen vorbereitenden Anbau durch die Verbreitung der Wohlthaten der Erziehung begonnen, aber das ſchwere Werk iſt nur erſt angefangen. Geiſtige Bildung muß noch weit allgemeiner werden, Religion und Sittlichkeit müſſen unter den niedern Volksklaſſen weit mehr Herrſchaft gewinnen, die unnützen kirchlichen Gebräuche, die zahlloſen Faſttage, die Heere von Prieſtern und Mönchen müſſen bedeutend vermindert, der Anbau des Landes muß ſorgfältiger betrieben, die Verbindungwege im Lande müſſen vermehrt, der Handel muß erweitert

ropa bekannt zu machen ſich bemühen, wird auch Koumanos in Smyrna gerühmt, der ein Lehrbuch über die Philoſophie herausgab, worin er die Ergebniſſe der philoſophiſchen Forſchungen der Teutſchen in gedrängter Kürze darſtellt. L.

und beſonders auch die morgenländiſche Sitte, die Weiber einzuſchließen und ihnen die Vortheile einer gebildeten Erziehung zu verſagen, abgeſchafft werden, ehe allgemeine Geſittung gedeihen kann. Und würden dann, fragt man, die Griechen, zerſtreut und unverbunden, wie ſie ſind, ohne Kriegskunde, ohne Mittel zur Kriegführung, und bei der Unwiſſenheit und dem ſittlichen Verfalle der Volksmaſſe, im Stande ſein, ſich ſelber zu beherrſchen? Von den Zeiten des achäiſchen Bundes bis auf den heutigen Tag, waren die Griechen nie zu einem allgemeinen Zwecke vereint, und kaum läßt ſich erwarten, daß ſie jetzt, wo ſie in ihrer Sinnesart noch verſchiedener, *) in ihren Abſichten noch uneiniger ſind, ſich in veſter Eintracht zur beharrlichen Verfolgung eines Zieles ſammeln

*) „Man glaube nicht,“ heißt es im 10. Bande (1814) des Quarterly Review S. 457: „daß die, unter den Griechen bemerkbare Verſchiedenheit im Grunde nicht auffallen könne, da weſentlich verſchiedene Völker durch Gleichheit des Glaubens in einem Lande verbunden werden, wo der Glaube die Hauptverſchiedenheit begründet. Auch unter den Bewohnern des eigentlichen Griechenlands findet man eben dieſe Verſchiedenheit. Ein Berg, ein Fluß, ſondert oft zwei ganz verſchiedene Stämme. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß der Befehlshaber eines unlängſt für unſern Dienſt geworbenen griechiſchen Regiments, um die Kriegszucht zu erhalten, ſich genöthigt ſah, ſeine Leute nach den Bezirken, aus welchen ſie ſtammten, in Compagnieen zu theilen.“

werden. Wie ſehr hat ſich auch die Lage der Welt verändert, ſeit Griechenland aufgehört hat, ein unabhängiges Volk zu ſein! Die Griechen, einſt geſittet und gebildet mitten unter Barbaren, ſtehen jetzt, mit den übrigen Europäern verglichen, auf einer tiefern Stufe der Geſittung, und die ewigen Zwiſte und Fehden, welche in der blühendſten Zeit des Landes ſeine kleinen Staaten entzweiten, würden bei dem heutigen Zuſtande der geſitteten Welt, bald die Keime einer neuen Zerrüttung entwickeln. Freiheit nur dem Nahmen nach, würde aber, bei dem gegenwärtigen Bildungzuſtande und der Uneinigkeit des Volkes, vielleicht noch ſchlimmer ſein, als ſelbſt das Joch der türkiſchen Zwingherrſchaft.

So weit die engliſche Urſchrift, welche jene Bedenklichkeiten gegen das Gelingen des Kampfes um die Unabhängigkeit der Griechen, zu einer Zeit äuſſerte, wo das große Ereigniß ſich ſchon ahnen ließ. Gewiß, nicht ohne Gewicht ſind jene Zweifel, aber nicht minder gewiß war eben jenes drückende Joch der Türken eine ſo wirkſame Urſache der Herabwürdigung des Volkes, und ein ſo großes, ja das wichtigſte, Hinderniß zur Erfüllung der Grundbedingungen eines veredelten geſellſchaftlichen Zuſtandes, daß deſſen Ab-

werfung der erſte Schritt zu dieſer Veredlung werden zu müſſen ſcheint. Die Freiheit bildet zu geiſtiger Kraft und ſittlicher Würdigkeit, und nur diejenigen pflegen am meiſten von Unmündigkeit der Völker und Unreife zur Freiheit zu reden, die Unmündige und Sklaven brauchen.

An die, in Vorſtehendem enthaltenen beiläufigen Angaben über Albanien und Ali Paſcha, mögen ſich noch folgende, aus Hobhouſe's Werke entlehnte Nachrichten reihen, die mit der ſpätern, durch Pouqueville gewonnenen Kunde, das Beßte ſind, was wir darüber haben.

Albanien erſtreckt ſich längs der Küſte des adriatiſchen Meeres, vom Meerbuſen Arta unter dem 39ſten Breitengrade, bis zu den ehemaligen Beſitzungen Venedigs unter dem 42ſten Grade, und etwa 1 Grad weiter nördlich landeinwärts, aber nirgend in einer Breite von mehr als zwanzig geographiſchen Meilen. Das Land hat eine anmuthige Abwechſelung von weit gedehnten Ebenen und hohen Bergen, und der Boden belohnt den Anbauer nicht nur reichlich mit den Bedürfniſſen des Lebens, ſondern auch mit vielen Erzeugniſſen für den üppigen Lebensgenuß. Oehlbäume, Reben und die Zwergeiche

ſchmücken die Hügel, Korn, Reiß, Taback und Mais bedecken die von ihnen umſchloſſenen Ebenen. Den beßten türkiſchen Schnupftaback liefern die bei Delvinacki gezogenen Blätter. Das Bauholz von den Bergen Albaniens verſorgte vor dem Revolutionkriege die Schiffwerften von Marſeille und Toulon. Die natürlichen Erzeugniſſe des Landes ſcheinen an ſich hinlänglich zu ſein, einem bedeutenden Handel Vorräthe zu liefern, wiewohl der Durchgangshandel, den die Lage des Landes begünſtigt, noch andre Vortheile herbeiführt. Auf dem großen jährlichen Markt in Joannina verſorgen ſich die reichern Türken und Griechen in Albanien und in einem großen Theile von Morea und Rumili mit Stoffen und Pelzwerke zur Winterkleidung, welche aus Frankreich und Teutſchland kommen. Hier wird das, aus Triccala eingeführte geſponnene Baumwollengarn in andre Theile des türkiſchen Reichs vertheilt und zum Theil nach Teutſchland verladen. Hier kauft man jährlich Zuchtvieh für die Inſeln des adriatiſchen und joniſchen Meeres und Pferde für den inländiſchen Bedarf.

Von Joannina (Janina) der Hauptſtadt des Ali Paſcha, hat man, bis in neuere Zeiten, wenig gewußt. Die Stadt liegt auf dem weſtlichen Ufer eines großen, zwei bis drei Meilen langen, und wenigſtens drei Viertelmeilen breiten Sees, ungefähr

eine halbe Stunde von deſſen nördlicher Spitze. Ueppig grüne Ebenen umſchließen den See auf der einen, hohe, ſteil vom Geſtade aufſteigende Berge auf der andern Seite. Die Stadt hat in ihrer größten Länge eine halbe Meile, in ihrer Breite ungefähr die Hälfte. Zunächſt am Ufer liegt ſie auf einem niedrigen Boden, nördlich und nordweſtlich aber auf ungleichen Abhängen. Auf einer in den See vorſpringenden Halbinſel liegt die Burg des Paſcha, welche auf jedem Winkel durch Beveſtigungen und Thürme vertheidigt wird. Den Eingang der Veſte bildet eine Zugbrücke. Viele Häuſer ſind groß und gut gebaut. Sie haben einen Hof, Waarenniederlagen oder Ställe im Erdgeſchoſſe, nebſt einer offenen Galerie, und im obern Stockwerke die Wohnung der Familie. Kleine, mit hölzernen Gittern verwahrte Fenſter, und große Doppelthore, die immer verſchloſſen ſind, geben den Häuſern von außen ein finſteres ungaſtfreundliches Anſehen, der Hof aber, der oft mit Pomeranzen- und Citronenbäumen beſetzt iſt und in den beßten Häuſern an einen Garten ſtößt, macht das Innere ſehr angenehm, und die Galerieen ſind ſo geräumig, daß ſie bei Regenwetter einen bedeckten Gang darbieten. Der Bazar, die von Kaufleuten bewohnte Hauptſtraße, nimmt ſich glänzend aus. Es gibt auſſer der Burg des Paſcha in der Veſtung noch zwei Paläſte

für deſſen Söhne, und in der Vorſtadt eine Sommerwohnung für den Paſcha, die in einem Garten liegt, wo Pomeranzen, Feigen und Granaten in Ueberfluß wachſen. Dieſes Gartenſchloß enthält einen großen Saal, mit kleinen vergitterten Gemächern auf beiden Seiten. Der Fußboden iſt von Marmor. In der Mitte ein marmorner Springbrunnen in Geſtalt einer Veſtung, deren kleine metallene Kanonen, auf ein gegebenes Zeichen, Waſſer ausſpritzen, wobei eine kleine verborgene Orgel italieniſche Melodieen ſpielt. Die kleinen Zimmer haben Sofas mit Seidendecken, und die Fenſtergitter, ſo wie die Kranzleiſten, ſind glänzend vergoldet. In dieſem von Oehlbäumen beſchatteten Pavillon bringt der Paſcha, mit den liebſten Frauen ſeines Harems, die heißeſten Sommertage zu. Auch die anſehnlichſten Bewohner haben Gärten mit Sommerwohnungen, welche den Flächenraum der Stadt anſehnlich vergrößern. Die Zahl der Einwohner beträgt zwiſchen 35 und 40000.

Ueber den Ertrag des Handels konnte Hobhouſe keine genauen Nachrichten erhalten, wiewohl derſelbe ſehr bedeutend ſein muß, da der Paſcha, ohne die Kaufleute zu drücken, ein reines Einkommen von 250,000 Piaſter daraus zieht. Die Kaufleute leben in Joannina glänzender, als in den übrigen griechi-

ſchen Städten. Viele von ihnen haben einige Jahre in Handelshäuſern zu Trieſt, Genua, Livorno, Venedig und Wien gedient. Dieſer Aufenthalt im Auslande, und die Gelegenheit, in den Schulen ihrer Stadt Franzöſiſch und Italieniſch zu lernen, macht ſie in neuern Sprachen gut bewandert, und gibt ihnen ein feines Benehmen. Sie haben ſo viel von abendländiſchen Sitten eingeführt, als ſich wagen ließ, und hegten ſogar einmal den Gedanken, ein Theater für italieniſche Opern zu bauen.

Ali Paſcha erkennt ſehr wohl die Vortheile dieſes Verkehres mit Ausländern, und ermuntert die Auswanderungen ſeiner Unterthanen, wiewohl er, als Bürgſchaft für ihre Rückkehr, gewöhnlich einige ihrer Angehörigen zurückhält, und aus Furcht, daß ſie ihm ganz entwiſchen möchten, ſie ſelbſt zu Hauſe bewachen läßt. Die reichen Kaufleute dürfen nicht einen Ritt ins Land machen, ohne ihm vorher Nachricht zu geben. Geiz iſt zwar die Haupttriebfeder ſeiner Handlungen, ſeine Herrſchaft iſt hart und drückend, die Regelmäßigkeit dieſes Druckes aber, und die Veſtigkeit ſeiner Herrſchaft, geben denjenigen, die unmittelbar unter ſeinem Einfluße ſtehen, viele Vortheile. Der Kaufmann in Joannina weiß, daß alles, was der Paſcha ihm läßt, gegen die Raubſucht untergeordneter Beamten geſichert iſt, und er lebt

nicht in der ſteten Furcht vor dem Wechſel der Machthaber, der in andern Gegenden des Reichs ſo viel Elend herbeiführt, da jeder durch neue Geſchenke verſöhnt werden muß, und durch neue Erpreſſungen ſich bereichern will. Wo der Geiz nicht ins Spiel kommt, läßt Ali's Gleichgiltigkeit ihnen auch Freiheit genug in ihrem Betragen. Er, der ſich gegen äußere Gefahr ſicher fühlt, ſcheint die Furcht überwunden zu haben, womit die türkiſchen Machthaber in Aſien und in der Hauptſtadt die Fortſchritte ihrer Unterthanen in Künſten und Gelehrſamkeit betrachten.

In den mechaniſchen Künſten iſt man zwar noch ſo weit zurück, daß in Joannina Niemand zu finden war, der einen Regenſchirm hätte ausbeſſern können, und nur Einer, ein Italiener, der eine Bettſtelle zu machen im Stande war; aber man bemerkt doch ſchon einen Anfang von Veredlung in dieſer Hinſicht, und zwar in denjenigen Theilen von Albanien, die an die geſittetern Gegenden von Griechenland ſtoßen, oder an das ehemalige Gebiet von Venedig gränzen.

Hobhouſe theilt, hauptſächlich nach der auffallenden Verſchiedenheit des Zuſtandes der Geſittung, das Land in Ober- und Nieder-Albanien. In dieſem ſind die Bewohner meiſt von der griechiſchen Kirche; ſie haben die Sitten der vornehmen Griechen in den geſitteten Gegenden der Türkei angenommen,

und gleichen in vielen Stücken mehr ihren Glaubensbrüdern, als ihren Landsleuten. Die Chriſten im albaniſchen Oberlande ſind in ihrer Gemüthsart ihren muhamedaniſchen Landsleuten gleich, und bilden mit ihnen ein Volk. In keinem Theile des, von den Türken eroberten Gebietes, begründet der Glaubensunterſchied ſo wenig Verſchiedenheit in dem Zuſtande des Volkes. Hobhouſe fand die Verſchiedenheit in der Gemüthsart und den Sitten zwiſchen den Bewohnern des Ober- und Niederlandes ſo groß, daß er ſie für zwei verſchiedene Stämme hält. Man hat dieſe Meinung, wohl nicht ohne Grund, beſtritten, und ein anderer Beobachter *) will bei allen Albaniern, die er in verſchiedenen Theilen von Griechenland antraf, durchaus eine allgemeine Aehnlichkeit der Sinnesart gefunden haben, die beſonders ſichtbar iſt in einem wilden Weſen, in einer kräftigen Volkthümlichkeit, und einer Liebe zu der Heimath, wovon man in andern Theilen der Türkei, weder bei Chriſten, noch bei Muhamedanern, eine Spur findet. Die Albanier aus Joannina, die dieſer Beobachter kennen lernte, ſprachen alle mit der größten Verachtung von den Griechen und waren nicht wenig ſtolz auf ihre albaniſche Abſtammung. Sie freuten ſich

*) Quarterly Review, Bd. 10.

eben ſo ſehr, als die Krieger aus dem gebirgigen Oberlande, über Ali's Herrlichkeit und glaubten ſich auch einen Antheil an dem Ruhme der Tapferkeit ihres Landes zuſchreiben zu können. Die auffallende Verſchiedenheit zwiſchen den Bewohnern der beiden Theile von Albanien entſtand aus Umſtänden, die nach und nach die Gemüthart der Unter-Albanier umwandelten, während ſie auf die Gebirgbewohner wenig wirkten. Am meiſten läßt ſie ſich aus der verſchiedenen Lage gegen die türkiſchen Gebieter erklären. Bei der Eroberung des Landes nahmen die meiſten Bewohner des Oberlandes, dem Nahmen nach, den Glauben der Sieger an. Die Türken ſchreiben zwar dieſer Bereitwilligkeit die friedliche Unterwerfung des Volkes unter ihre Herrſchaft zu, aber eben dadurch ward ihnen dieſe Landſchaft ein weniger erwünſchtes Beſitzthum, als andre, und die Beſiegten, die auf dieſe Weiſe mit den Ueberwindern auf gleiche Linie kamen, wurden nicht durch die ſtete Gegenwart der Gebieter gedrückt, ſondern blieben, die Glaubensveränderung abgerechnet, ziemlich in dem Zuſtande, worin ſie früher geweſen waren. Die ſogenannte Glaubensveränderung hatte ſo wenig Einfluß, daß die Ober-Albanier, obgleich ſie nach Umſtänden bald zum Chriſtenthum, bald zum Islam ſich bekennen, doch weder von dem einen, noch von dem andern Glauben etwas

wiſſen. Die Bewohner von Unter-Albaniern hingegen, die weniger nachgiebig in ihren Glaubensmeinungen ſind, und die Raubſucht der Türken mehr in Verſuchung ſetzen, wurden durch ihre Machthaber, die in ihren Städten und Dörfern wohnen, in Schrecken gehalten. Ohne die Mittel, dem Drucke auszuweichen, oder zu widerſtehen, den die kühnen Bewohner des rauhen Gebirglandes beſitzen, und von dem Umgange mit den rohen Gebietern ausgeſchloſſen, verbanden ſie ſich enger mit den ſüdlichern Griechen in Theſſalien und Livadien Der gemeinſchaftliche Gebrauch einer Kirchenſprache, die wegen der Nachbarſchaft auch im Leben nicht unbekannt iſt, und als eine geſchriebene Sprache dem Verkehre Erleichterungen darbietet, während das Albaniſche nur geſprochen wird, knüpfte ein neues Band. Kein Wunder daher, daß ihre alten einheimiſchen Sitten in unzähligen Fällen durch die Gewohnheiten der Neugriechen verdrängt wurden. Von dem Dorfe Delvinaki, ungefähr 21 Wegſtunden nordweſtlich von Joannina, wird die Verſchiedenheit zwiſchen den Bewohnern des Ober- und Niederlandes auffallend. Bis dahin bemerkten Hobhouſe und ſein Reiſegefährde, Lord Byron, in dem Zuſtande und Weſen des Volkes, abgerechnet eine gewiſſe Wildheit unter den überall bewaffneten Landleuten, nicht Eigenes; kaum

aber waren ſie über Delvinaki hinaus, als ſie eine freiere Luft, ein volkreicheres Land fanden. Reiſende auf den Heerſtraßen; Dörfer auf den Hügeln zerſtreut; die Ebenen überall angebaut; und ſtatt des Gewandes der Griechen, das Baumwollenhemd der Albanier. Die albaniſche Sprache war herrſchend, und ſelbſt der Ton der Chriſten muthiger nnd ſtolzer. Gleich in dem erſten Dorfe (Ceſarades,) wo ſie übernachteten, fanden ſie alles ganz anders, als in den griechiſchen Dörfern. Ihr Wirth war ſehr freundlich und hatte in ſeinen Zügen nichts von dem kriechenden, niedergeſchlagenen, furchtſamen Weſen des griechiſchen Bauers. Sein Haus war reinlich geweißt, hatte einen Pferdeſtall, eine Unterſtube und zwei Oberſtuben, ganz anders als in Nieder-Albanien.

Die Albanier — die Eingebornen, nicht ihre entarteten Abkömmlinge und Sprachgenoſſen, die als Landbauer zerſtreut in Rumili leben — ſind meiſt von mittler Größe, etwas über 5 Fuß hoch; muskelkräftig und ſtraff, doch keineswegs vierſchrötig, und beſonders dünn um die Hüften, woran ihre thätige Lebensweiſe und der enge Gürtel Schuld ſein mögen. Die Bruſt voll und breit, der Hals lang. Das Geſicht eirund mit vorragenden Backenknochen und flacher, aber hoher Stirn. Der Ausdruck ihrer

Augen, die blau oder braun, ſelten ganz ſchwarz ſind, ungemein lebhaft. Der Mund klein mit ſchönen Zähnen. Die Naſe meiſt hoch und gerade, mit dünnen offenen Naſenlöchern. Die Augenbrauen gewölbt. Die Stirn iſt nicht mit Haaren bedeckt, die aber vom Scheitel lang hinab wallen, meiſt in Locken, wiewohl gerades langes Haar mehr bewundert wird. Ein kleiner Knebelbart ziert die Oberlippe, das übrige Kinn aber wird immer mit dem Vorderhaupte, gewöhnlich einmal wöchentlich, geſchoren. Die mahleriſche Tracht der Albanier haben wir oben (S. 28 — 29) nach Holland's Beſchreibung kennen gelernt. Auch Hobhouſe fand ſie in dieſer Tracht dem alten römiſchen Krieger ähnlich, zumahl bei den Wohlhabendern, wo zwei bis drei, reich mit Gold oder Silber verzierte Sammetweſten faſt dem ſteifen Panzerhemd gleichen. Die Albanier ſind ſehr unreinlich; wechſeln ſelten die Wäſche, und ſchlafen auf dem Fußboden in ihren dicken Wollenkleidern, wo Ungeziefer aller Art gedeiht. Die Weiber ſcheinen nicht reinlicher zu ſein. Sie ſind lang und ſtark, nicht unangenehm, aber in ihren Zügen ſieht man alle Spuren eines armſeligen Lebens, ſchlechter Behandlung und harter Arbeit. In vielen Gegenden des Landes müßen ſie ſäen und die Ernte beſorgen, während die Männer nur die-

jenigen Arbeiten übernehmen, wozu mehr als weibliche Körperſtärke, oder beſondre Geſchicklichkeit gehört. Jeder Betriebſamkeit abhold, zieht der Mann lieber mit ſeinen Heerden durch die Gebirge und Wälder. Der höchſte Genuß aber in der Zeit, wo nicht Krieg ihn beſchäftigt, iſt für ihn, in der Sonne zu liegen, zu rauchen, zu eſſen, zu trinken, zu ſchlummern, oder langſam um den Garten vor ſeiner Hütte zu ſchlendern, auf ſeiner übeltönenden Laute klimpernd. Bei aller Trägheit aber iſt er unruhig, und auf das erſte Aufgebot ſeines Anführers bereit, mit ſeinem Gewehre in die Wälder zu eilen.

Die Hütten, die von trockenem Lehm meiſt ſehr ſauber gebaut ſind, beſtehen gewöhnlich nur aus einem Stockwerke, mit zwei Stuben und wenig Hausgeräthe. In der Regel gehört ein Garten dazu, und oft ſind ſie mit einem Walle umgeben, der Schießlöcher hat. In den Dörfern findet man einen, von einem breitwipfeligen Baume beſchatteten Raſenplatz, für die ſonntägigen Beluſtigungen der Landleute. Dieß erweckt eine günſtige Meinung von der allgemeinen Sicherheit, die jedoch zuweilen von der Zwietracht benachbarter Dörfer geſtört wird.

Die Inwohner nähren ſich meiſt von Brod — das aus Weizen und andern Getreidearten gebacken wird — Käſe, Eiern, Butter, Oliven und Garten-

früchten, eſſen jedoch nur wenig Fleiſch, das man aber an Feiertagen deſto reichlicher genießt. Muhamedaner und Chriſten trinken Wein, und ein aus Traubenhülſen und Gerſte bereitetes geiſtiges Getränk. Im Ganzen aber leben ſie mäßig, um ihr Geld für Waffen und Putz zu ſparen. Man ſieht ſie gefräßig eſſen, wo es auf fremde Koſten geht, aber um Reichthum zu ſammeln, ſcheuen ſie keine Mühe, keine Gefahr, keine Selbſtverläugnung. Sie haben noch ſo viel von dem Zuſtande des Wildheit, daß man ſie kaum halb geſittet nennen kann, ſondern Barbaren, in deren Land einige Künſte des geſitteten Lebens Eingang gefunden haben. Unter keinen Geſetzen lebend, vertheidigt Jedermann ſelber ſeine Rechte, ſucht Vergeltung für erlittenes Unrecht, und häufig gibt es Mord und Todtſchlag. Räuberei wird nicht für ſchimpflich gehalten. Wenn ihre Dienſte in der Heimath nicht gebraucht werden, treibt ihr Widerwille gegen ein friedliches Leben ſie zu Paſcha's in Europa oder Aſien, deren tapferſte Kriegsvölker ſie unter dem Nahmen der Arnauten ausmachen. Obgleich von den Türken verabſcheut, werden doch ſie allein auserwählt, die heilige Fahne von Mekka nach Konſtantinopel zu bringen, und nicht Wenige von ihnen haben ſich zu den höchſten Würden im osmaniſchen Reiche erhoben. Sie dienen aber nicht bloß

den Osmanen, ſondern waren lange gewohnt, ſich bei dem Könige von Neapel anwerben zu laſſen, und haben neuerlich in großer Anzahl bei den, von den Engländern auf den joniſchen Inſeln geworbenen griechiſchen Regimentern Dienſte genommen. Alle dieſe gebirgiſchen Albanier aber, die in auswärtige Dienſte treten, haben den Vorſatz, wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Diejenigen, welche im Dienſte des Paſcha von Morea ſtehen, haben mehr als einmal den Verſuch gewagt, durch die Wache auf der korinthiſchen Landenge zu brechen, und einige in engliſchem Solde ſtehende Arnauten machten einen ernſtlichen Aufſtand unter der Beſatzung von Malta, als ſie fanden, daß ſie auf Lebenszeit geworben waren. Im Stolze auf ihre Abſtammung und Heimath, verachten ſie alles Fremde. Alle übrigen Menſchen, Türken, wie Chriſten, halten ſie, mit ihren Landsleuten verglichen, für Memmen, und da ſie ſchon lange als die beßten Krieger des türkiſchen Reichs berühmt ſind, ſo iſt der Stolz nicht ohne Grund, den man ſelbſt in dem ärmſten Bauer findet. Ihren ſtolzen Gang, und das trotzige Weſen, das ſie annehmen, mit der einen Hand am Säbel, und dem rothen Käppchen quer auf der Stirne, vergißt man nie, wenn man ſie einmal geſehen hat. Hobhouſe ſchätzt die Volksmenge von Albanien auf

beinahe 1,200,000 Seelen, aber er beſtimmt nicht ganz genau, ob er darunter alle, unter dem Nahmen Albanier bekannte Bewohner des türkiſchen Reiches, oder bloß diejenigen begreife, die er als eigentliche Albanier beſchreibt. Von ihrer Anzahl aber auch abgeſehen, iſt die Gemüthsart des Volkes ſo kriegeriſch und rege, und ſeine geographiſche Lage ſo günſtig, daß ſich wohl vermuthen läßt, ſie werden bei den künftigen Umwälzungen des türkiſchen Reiches keine unwichtige Rolle ſpielen.

Ali Paſcha ward um das Jahr 1750 in Tepellene (nach Andern Tepedlen) geboren; aber er verhehlt ſorgfältig ſein Alter, und ungeachtet einer Krankheit, die man für unheilbar hält, ſieht er aus, wie ein geſunder Mann von mittlen Jahren. Er iſt zwar der Sohn eines Paſcha (Veli) von zwei Roßſchweifen, ſoll aber gern damit prahlen, er habe ſeine Laufbahn mit ſechs Para und einer Muskete begonnen. Hobhouſe ſprach mit vielen Menſchen, die den Paſcha gekannt hatten, als er in einer zerriſſenen Jacke das Leben eines nächtlichen Räubers führte. Nach und nach, doch nicht ohne bedeutende Unfälle, gewann er ſo viel, daß er ein kleines Paſchalik kaufen konnte, und ſpäterhin erlangte er durch Kriegsglück, oder Verrätherei, eine Stelle nach der andern in Albania, bis es ihm endlich gelang, ſich

Bayerische Staatsbibliothek

zum Herrn von Joannina zu machen, worauf er durch einen kaiſerlichen Gnadenbrief zum Paſcha erhoben ward. Anfangs war er zuweilen in einer ſo bedrängten Lage, daß er ſich nicht aus ſeiner Heimath Tepellene wagte. In der Folge vergiftete er den Paſcha Giaffar von Vallona mit einer Taſſe Kaffee. Nicht bedenklich in der Wahl der Mittel, die zu ſeiner Vergrößerung führen konnten, gewann er allmählig einen vorherrſchenden Einfluß über den größten Theil von Griechenland, und wurde ſelbſt in denjenigen Theilen der europäiſchen Türkei gefürchtet, welche auſſerhalb der Gränzen ſeines Gebietes liegen. — Nach einem ungenannten franzöſiſchen Schriftſteller *) begreift dieſes Gebiet: die Paſchalike von Joannina und Delvino, oder den größten Theil des alten Epirus; den öſtlichen und ſüdlichen Theil von Macedonien, das heißt ungefähr die Hälfte dieſer Landſchaft; das Paſchalik Triccala, oder Theſſalien; den größten Theil von Livadien; Xeromeros oder Akarnanien, und die Landſchaft Arta und Preveſa. Als Weſſir, oder Paſcha von drei Roßſchweifen, herrſcht er jedoch nur in den Landſchaften Joan-

*) Mémoire sur la vie et la puissance d'Ali Pascha — Paris 1820. 8. Ali wird hier mit ſchwarzen Farben geſchildert.

nina und Triccala. — In allen jenen Landſchaften beſitzt er ein anſehnliches Privateigenthum an Ländereien, gegen 400 Dörfer, nach Hobhouſe. Man ſchätzte, als dieſer in Albanien war, die Einkünfte des Paſcha auf 6 Millionen Piaſter, *) nicht gerechnet die Abgaben, welche er gelegentlich erhebt, und die ihm von ſeinen chriſtlichen Unterthanen dargebrachten Geſchenke. Alle Arbeiten müſſen unentgeltlich für ihn verrichtet, und in den Städten, wo er Wohnungen hat, Küche und Ställe von den Bewohnern verſorgt werden. Seine Kriegsvölker koſten ihm wenig, jeder Soldat monatlich nur zwölf Piaſter, da die Städter und Landleute ſie ernähren müſſen. Die Sklaven und Sklavinnen für ſeinen Haushalt erhält er aus den Familien der Räuber, die er hinrichten läßt, oder in die Flucht jagt.

Seine Gemüthsart, die von den Griechen mit den finſterſten Farben geſchildert wird, und glaubt man auch nur die Hälfte der von ihm erzählten Geſchichten, wild grauſam ſein muß, würde doch wohl ungerecht beurtheilt werden, wenn man bloß auf die Thatſachen ſehen wollte, die man gegen ihn anführt, geſetzt auch, ſie wären wahr. Man muß auf die

*) Der Verfaſſer des angeführten Mémoire ſchlägt ſie zu 9 Millionen an.

Lage, worin er ſich befand, und auf das Volk, mit welchem er zu thun hatte, Rückſicht nehmen. Gewaltthätigkeiten, mit einer Gleichgiltigkeit gegen Menſchenleben verübt, wovon Jemand, der nicht in der Türkei war, gar keinen Begriff haben kann, ſind etwas Gewöhnliches in der öffentlichen Verwaltung im türkiſchen Reiche, und erwecken weder Entſetzen, noch Abſcheu. Die ſtrengſten Maßregeln waren in Albanien nöthig, um die Sicherheit gegen Räuber zu erlangen, die jetzt in dem größten Theile von Ali's Gebiet herrſcht. Auch Hobhouſe beſtätigt, was wir oben (S. 27.) nach Hollands Angaben von den glücklichen Bemühungen Ali's zur Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Unterthanen erfahren haben. „Er hat, ſetzt der Reiſende hinzu, durch viele heilſame Anordnungen wie ein guter und großer Fürſt gehandelt, wiewohl vielleicht ohne einen einzigen andern Beweggrund, als ſeine Vergrößerung."

Hobhouſe fand den Paſcha in Tepellene, einer kleinen ſchmutzigen Stadt, die Ali's Lieblingsaufenthalt iſt. Er und ſein Begleiter erhielten Wohnungen in der Burg des Paſcha. Der Schloßhof war auf zwei Seiten von Gebäuden und auf den beiden andern von hohen Mauern umſchloſſen. Soldaten, die ihre Waffen an die Mauer gelehnt hatten, ſah man bald langſam auf und nieder gehen, bald

auf dem Boden ſitzen. Mehre Pferde, völlig angeſchirrt, wurden umher geführt. Im Hintergrunde des Hofes, am weiteſten von der Wohnung, machte man Vorbereitungen zum Abendſchmauſe, und Köche, die ſelber halb bewaffnet waren, bereiteten Schafe und Lämmer. Der Paſcha nahm die Fremden freundlich auf, und verſprach, ihnen am nächſten Tage feierliches Gehör zu geben. Abends erhielten ſie einen Beſuch von zwei Aerzten Seiner Hoheit, (ſo nennen die Griechen jeden Paſcha von drei Roßſchweifen,) einem Elſaßer in Frankentracht, und einem Griechen, der Teutſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Lateiniſch und Albaniſch verſtand. Am folgenden Tage, gegen Mittag, wurden ſie durch Ali's weißes Stäbchen zur Audienz gerufen. Sein Geheimſchreiber, der mit ihnen von Joannina gekommen war, und ſein ſchlechteſtes Kleid angezogen hatte, um nicht das Anſehen eines Mannes zu haben, von welchem ſich etwas erpreßen ließe, führte ſie in das große hübſch eingerichtete Gemach. Ihr Dolmetſch begleitete ſie. Hier fanden ſie den Paſcha, als wäre es zufällig geweſen, ſtehend, wie es der höflichen Sitte bei den Türken gemäß iſt, die nur vor einem Höhern und einem Moslem von ihrem Sitze ſich erheben. Als er ſich geſetzt hatte, lud er die Gäſte ein, neben ihm Platz zu nehmen. Ali war ein Mann von etwas über

fünf Fuß Länge, ſehr fett, doch nicht eben wohl beleibt. Er hatte ein ſehr einnehmendes, hübſches rundes Geſicht, lebhafte blaue Augen, und nichts von der türkiſchen Ernſthaftigkeit. Sein weißer Bart war lang, und von der Art, worauf jeder andre Türke ſtolz geweſen ſein würde; aber Ali, mehr mit ſeinen Gäſten, als mit ſich ſelber beſchäftigt, blickte nicht immer auf ſeinen Bart, oder beroch und ſtrich ihn nicht, wie's bei ſeinen Landsleuten gewöhnlich iſt, um die Pauſen bei der Unterhaltung auszufüllen. Er war nicht eben prächtig gekleidet, nur ſchien ſein hoher Turban, der aus vielen kleinen Rollen zuſammen geſetzt war, aus Gold-Mußelin zu beſtehen, und ſein langer Dolch war mit Demanten beſetzt. Er war ungemein höflich. Er zeigte den Fremden eine Haubitze, die in ſeinem Zimmer lag, und ſagte ihnen bei der Gelegenheit, er habe mehre groſſe Kanonen. Die Gäſte erhielten Pfeifen, Kaffee und Zuckerwerk, doch war er in dieſen Dingen nicht ſo eigen, als andre Türken. Er hatte ſo gute Laune, daß er mehrmal laut auflachte, was bei vornehmen Türken ſehr ungewöhnlich iſt. Sein Zimmer war nicht, wie gewöhnlich bei den türkiſchen Groſſen, mit ſeinen Hofbedienten angefüllt, ſondern es war Niemand bei ihm, als vier oder fünf prächtig gekleidete Jünglinge in albaniſcher Tracht, deren Haar tief hinab

wallte. Dieſe brachten die Erfriſchungen herein, und verſorgten die Fremden mit Pfeifen, welche man, obgleich ſie noch nicht halb ausgeraucht waren, drei=mal mit friſchen vertauſchte, wie es Sitte iſt, wenn einem Gaſte beſondre Ehre erwieſen werden ſoll. In der Unterhaltung zwiſchen einem türkiſchen Weſſir und einem Reiſenden gibt es keine allgemeinen Geſpräch=ſtoffe, welche beiden Gelegenheit geben könnten, ihre Fähigkeiten zu verrathen. Ein Franke, ſetzt Hob=houſe hinzu, kann einen Türken ſchon für etwas Ungemeines halten, wenn er keine alberne Frage von ihm hört, und Ali fragte uns nichts, was ſeine Un=wiſſenheit verrathen hätte. Seine Lebhaftigkeit und ſeine Leichtigkeit im Benehmen gaben uns eine ſehr günſtige Meinung von ſeiner natürlichen Fähigkeit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindau, Wilhelm Adolf

Griechenland und die Griechen

Dresden 1821

H.gr. 710

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00005867-9